

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Otto Schiller

Die ungelöste Agrarfrage  
in der Sowjetunion

Robert Geipel

Geographie  
und politische Bildung

Unterrichtsbeispiel: Kasachstan

B 15/64

8. April 1964

Otto Schiller, Dr. phil., Dr. rer. pol., o. Professor für Agrarpolitik und Sozialökonomie des Landbaues, Direktor des Instituts für international vergleichende Agrarpolitik und Agrarsoziologie am Südasien-Institut der Universität Heidelberg, Leiter der Forschungsstelle für Agrarprobleme der Entwicklungsländer. Geboren am 27. 9. 1901 in Krotoschin.

Veröffentlichungen u. a.: Das Agrarsystem der Sowjetunion, Tübingen 1960; Agrarstruktur und Agrarreform in den Ländern Süd- und Südostasiens, 1964.

Robert Geipel, Dr. phil., a. o. Professor für Didaktik der Geographie, Direktor des Seminars für Didaktik der Geographie, Hochschule für Erziehung an der Universität Frankfurt. Geboren am 1. 2. 1929 in Karlsbad.

Veröffentlichungen u. a. in „Geogr. Rundschau“, „Gesellschaft — Staat — Erziehung“, Forsch. z. dt. Landeskunde, Rhein-Mainische Forschungen, zuletzt „Erdkunde, Sozialgeographie, Sozialkunde“, Frankfurt 1960.

Herausgeber:

Bundeszentrale für politische Bildung,  
53 Bonn/Rhein, Königstraße 85.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Tel. 341251, nimmt gern entgegen:

Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“.

Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preise von DM 2,— monatlich bei Postzustellung.

Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 5,— zuzüglich Verpackungs- und Portokosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar, sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

## Die ungelöste Agrarfrage in der Sowjetunion

Lenin hat sich schon vor der bolschewistischen Revolution, als er im Exil in der Schweiz lebte, sehr eingehend mit der „Agrarfrage“ befaßt und galt damals unter den Vertretern der russischen Sozialdemokratie als der berufene Fachmann auf diesem Gebiet. Er schrieb im Jahre 1905 über den „ursprünglichen Entwurf der Thesen zur Agrarfrage“ und hat sich dann später im Jahre 1912 in einer Arbeit über die „Agrarfrage und die Kritiker von Karl Marx“ noch einmal zu diesem Thema geäußert. Auch über das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Bauernbewegung, über „Stolypin und die Revolution“ und über „die Agrarfrage in Rußland am Ende des 19. Jahrhunderts“ (1908) hat Lenin geschrieben. Es geht Lenin bei dieser Beschäftigung mit der Agrarfrage darum, Mängel und Schwächen der damals in Rußland bestehenden Agrarverfassung zu kennzeichnen und die Wege aufzuzeigen, wie man zu befriedigenden Agrarzuständen, zu einer „Lösung der Agrarfrage“ gelangen könnte. Es ist bezeichnend für die Leninsche Denkweise, daß er sich auch bei der Behandlung der Agrarfrage nur in den ihm geläufigen Kategorien des Klassenkampfes und des revolutionären Handelns bewegt, während er sich kaum zu der Frage äußert, wie nun nach einem geglückten Umsturz der alten Ordnung die Agrarverhältnisse nach marxistischem Muster gestaltet werden sollen.

Auch in den Werken der anderen geistigen Väter des Marxismus-Leninismus, von Karl Marx und Friedrich Engels angefangen, findet man wohl Hinweise, wie die Lage des ländlichen Proletariats mit den Mitteln des Klassenkampfes verbessert werden könnte. Es fehlen jedoch konkrete Anweisungen, in welchem betriebswirtschaftlichen und organisatorischen Rahmen sich nach dem Umsturz der alten Ordnung die Neugestaltung der Landwirtschaft zu vollziehen hat, um dem marxistischen Muster zu entsprechen. Das ist insofern nicht verwunderlich, als man feststellen kann, daß es unter den führenden Männern der marxistischen Lehre wohl kaum einen gibt, der

selbst einmal die Landwirtschaft betrieben und praktische Erfahrungen in diesem Berufe aufzuweisen hat.

Die Theoretiker des Marxismus gehen von der Vorstellung aus, daß auch in der landwirtschaftlichen Entwicklung ähnliche Gesetzmäßigkeiten gelten müßten, wie sie für die gewerbliche Wirtschaft angenommen werden. D. h., es würde auch in der landwirtschaftlichen Produktion zu einer fortschreitenden Konzentration der Produktionsmittel und zu einer verschärften Ausbeutung der arbeitenden Klassen kommen. Man ging ferner von der Vorstellung aus, daß auch in der Landwirtschaft der Großbetrieb dem Kleinbetrieb überlegen sei und daß der Unterschied zwischen Stadt und Land im Laufe der Zeit beseitigt werden müsse.

Aus taktischen Gründen haben es die marxistischen Führer seinerzeit vermieden, eindeutig gegen das Bauerntum Stellung zu nehmen. Das gleiche gilt bis auf den heutigen Tag für die Führer kommunistischer Parteien in nicht-kommunistischen Ländern. Man muß darauf Rücksicht nehmen, daß in den meisten Ländern,

**Auf Seite 15 lesen Sie:**

**Robert Geipel**

**Die Arbeitsweise des Geographen  
und ihre Bedeutung für die politische Bildung,  
dargestellt am Beispiel Kasachstans**

in denen die Agrarfrage zur Diskussion steht, die Mehrheit der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig ist, und daß man daher gut tut, sich deren Sympathien nicht durch allzu radikale Agrarparolen zu verscherzen. Man tritt für eine restlose und entschädigungslose Enteignung des Großgrundbesitzes ein, womit man sich bei den breiten Massen der Agrarbevölkerung sicher Sympathien verschaffen kann. Man läßt auch gelten, daß das enteignete Land unter die Angehörigen der untersten ländlichen Schichten der Kleinbauern und der Landarbeiter verteilt werden soll. Damit setzt

man sich zwar in Gegensatz zu der — von der Doktrin vertretenen — These von der Überlegenheit des Großbetriebes. Man kann sich aber auch darauf verlassen, daß den breiten Massen ein solcher Gegensatz zwischen den doktrinären Endzielen und den taktischen Gegenwartsparen nicht zum Bewußtsein kommt.

Im übrigen blieb auch den Führern der bolschewistischen Partei nach der Oktoberrevolution keine andere Wahl, als den revolutionären Kräften freien Lauf zu lassen, die im russischen Bauerntum schlummerten und schon einmal in der Revolution des Jahres 1905 sehr deutlich in Erscheinung getreten waren. Die von den Bolschewiki propagierte Liquidierung des Großgrundbesitzes erfolgte zum großen Teil nicht auf dem Wege administrativer Maßnahmen und genauer Richtlinien, sondern durch eine sogenannte schwarze Umteilung, die den Vorstellungen der Bauern entsprach. Mit dem dadurch geschaffenen Zustand, der keineswegs dem Muster einer kommunistischen Agrarordnung entsprach, mußte man sich auf längere Sicht zunächst wohl oder übel abfinden.

Man begnügte sich damit, mit kommunistischen landwirtschaftlichen Betriebsformen zu experimentieren, indem man in einigen der enteigneten Güter sogenannte landwirtschaftliche Kommunen einrichtete. Im übrigen ist aber diese erste Periode des kommunistischen Regimes in Rußland auf dem Agrarsektor nicht durch eine Konzentration der Produktionsmittel gekennzeichnet, sondern eher durch den entgegengesetzten Entwicklungsprozeß. Die Durchschnittsgröße der landwirtschaftlichen Betriebe ging zurück, während ihre Zahl beträchtlich zunahm. Sie stieg nämlich in den ersten zwölf Jahren des kommunistischen Regimes von 18 auf 27 Millionen Einzelbetriebe.

In dieser Zeitperiode bestand die sowjetische Landwirtschaft fast ausschließlich aus bäuerlichen Kleinbetrieben. Die verhältnismäßig kleine Zahl von Staatsgütern, den sogenannten Sowchosen, und von landwirtschaftlichen Kommunen spielte in der Agrarproduktion nur eine sehr unbedeutende Rolle und war an der gesamten Anbaufläche mit weniger als 5 Prozent beteiligt. Die bäuerlich strukturierte sowjetische Landwirtschaft der damaligen Zeit unterschied sich allerdings von derjenigen anderer Bauernländer auch dadurch, daß von vorn-

herein kein Privateigentum an Grund und Boden bestand, nachdem dieses unmittelbar nach der bolschewistischen Revolution ganz allgemein und vorbehaltlos abgeschafft worden war.

Man darf jedoch die praktische Bedeutung dieser Tatsache nicht überschätzen. Es ist zu berücksichtigen, daß im zaristischen Rußland in weiten Teilen des Landes das Gemeindeeigentum des Mir vorherrschte, mit dessen allmählicher Ablösung erst nach der Stolypinschen Agrarreform vom Jahre 1906 begonnen worden war. Daß der Boden wie eine Ware verkauft, beliehen, vererbt oder verschenkt werden kann, war noch nicht sehr deutlich ins Bewußtsein der Bauern eingedrungen. Solange der Bauer seinen Boden mit eigenen Kräften nutzen und dessen Produkte selbst ernten und abliefern oder veräußern konnte, hatte er auch das Gefühl, den Boden zu besitzen, selbst wenn er kein formelles Eigentumsrecht hatte. Der erbitterte Widerstand, der von seiten der Bauernschaft der Zwangskollektivierung entgegen gesetzt wurde, war ein deutliches Zeichen dafür, daß das natürliche bäuerliche Gefühl der Bodenverbundenheit noch durchaus lebendig war.

Als man in den Jahren der Neuen Ökonomischen Politik, in der sogenannten NEP-Periode, der Entfaltung der bäuerlichen Wirtschaft etwas größeren Spielraum einräumte, kam es zu einer ganz bedeutenden Aufschwung der Landwirtschaft und zu einer beträchtlichen Zunahme der landwirtschaftlichen Produktion. Es ist wesentlich auf diese Tatsache hinzuweisen, die sich auch mit den Zahlen der amtlichen Sowjetstatistik belegen läßt, da von manchen westlichen Autoren der Standpunkt vertreten wird, daß die Kollektivierung die einzige Möglichkeit dargestellt habe, die sowjetische Landwirtschaft aus der Stagnation einer nur auf Selbstversorgung eingestellten bäuerlichen Wirtschaft herauszuführen. Es steht jedoch außer Frage, daß die bäuerliche Wirtschaft auf die Dauer nicht in den Rahmen einer kommunistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung hineinpaßt und daher unter einem kommunistischen Regime früher oder später beseitigt werden mußte.

Es hat immerhin zwölf Jahre gedauert, ehe die kommunistischen Führer es unternehmen konnten, die Landwirtschaft nach ihren eigenen Vorstellungen vom fortschrittlichen Land-

wirtschaftsbetrieb umzugestalten. Allerdings mußten sie dabei bedeutende Konzessionen machen. Eine Radikallösung nach kommunistischem Muster wäre eine vollständige Sozialisierung der gesamten Landwirtschaft gewesen. Eine solche Maßnahme wäre jedoch organisatorisch gar nicht durchführbar gewesen und verbot sich auch wegen des erbitterten Widerstandes der Bauernschaft aus politischen und taktischen Gründen. Dadurch hat sich eine eigenartige Agrarverfassung herausgebildet, die eines der wesentlichsten Merkmale der sowjetischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der gegenwärtigen Entwicklungsphase darstellt.

Man hat auf dem Wege der Zwangskollektivierung das Kolchossystem geschaffen, das später auch in anderen kommunistischen Ländern bei der Umgestaltung der Agrarverfassung als Vorbild diente. Man kann wohl feststellen, daß dieses eigenartige Agrarsystem das eigentliche Originale darstellt, was das Sowjetregime auf dem wirtschaftlichen Gebiet geschaffen hat. Staatliche Fabriken, die mit Lohnarbeitskräften arbeiten, gibt es vereinzelt auch in anderen Ländern, und dasselbe gilt für staatliche Landwirtschaftsbetriebe. Dagegen gibt es für diejenige Form der Kollektivbetriebe, wie sie in der Sowjetunion bestehen und für ihre Einordnung in eine staatliche Planwirtschaft außerhalb des kommunistischen Bereichs keine Parallele. Wenn sich daher die Frage erhebt, ob es dem Sowjetregime gelingen könnte, im Laufe der Zeit für die Agrarfrage eine geeignete Lösung zu finden, so hängt die Beantwortung dieser Frage in erster Linie davon ab, wie man das Kolchossystem und die Möglichkeiten seiner Weiterentwicklung und Wandlung beurteilt.

Die Zwangskollektivierung hat in der Sowjetunion im Jahre 1929 begonnen und zwar im Jahre 1933 im wesentlichen abgeschlossen. Das Kolchossystem besteht demnach in der Sowjetunion seit mehr als 30 Jahren. Daß es nicht zu dem von seinen Urhebern erwarteten Erfolg geführt hat, ist nicht zu bezweifeln. Das geht eindeutig aus der scharfen Kritik hervor, die von den Sowjetführern selbst immer wieder an den Agrarzuständen ihres Landes geübt wird, vor allem von Chruschtschow persönlich, dessen Aufsätze und Reden zum

Agrartheme vor kurzem, in einem siebenbändigen Werk zusammengefaßt, erschienen sind.

Wenn man die Entwicklung der sowjetischen Landwirtschaft im Verlaufe der letzten 30 Jahre verfolgt und die schweren Störungen gebührend berücksichtigt, die der Zweite Weltkrieg mit sich brachte, so läßt sich feststellen, daß zwar eine beträchtliche Ausdehnung der Anbauflächen erfolgt ist, daß aber das Leistungsniveau nur in ganz unbedeutendem Maße angehoben wurde. Die sowjetische Landwirtschaft hat sich unter dem Zeichen des Kolchosystems mehr in die Breite als in die Tiefe entwickelt. Dieses Faktum spiegelt sehr deutlich die Tatsache wider, daß dieses System wohl gewisse Möglichkeiten der Expansion durch verstärkten Maschineneinsatz bietet, dagegen dort versagt, wo es auf die Leistung und die Produktivität der menschlichen Arbeitskraft ankommt. Das heißt, es handelt sich im wesentlichen um ein Versagen im menschlichen Bereich.

Im Anfangsstadium ergab sich die Vernachlässigung des Produktionsfaktors Mensch ganz zwangsläufig dadurch, daß die Einführung des Kolchosystems vor allem auch dem Zwecke zu dienen hatte, die sogenannte „ursprüngliche Kapitalakkumulation“ zu bewirken, die eine wesentliche Voraussetzung für die gleichzeitig einsetzende Industrialisierung darstellte. Eine sofortige Vollsozialisierung der Landwirtschaft hätte bedeutet, daß man die gesamten Arbeitskräfte der damaligen bäuerlichen Wirtschaft ins Lohnverhältnis des Staates übernimmt, was zweifellos in ganz kurzer Zeit zu einem Bankrott der Staatsfinanzen geführt hätte. Mit der Einführung des Kolchosystems hatte sich dagegen das Sowjetregime die Möglichkeit verschafft, die Landwirtschaft vollständig unter staatliche Kontrolle zu bringen, ohne daß sich der Staat mit dem Betriebsrisiko und der Verpflichtung zur Zahlung eines angemessenen Arbeitslohnes belastete. Die Kolchosen unterscheiden sich gerade dadurch von den Staatsgütern, daß in ihnen kein fester Lohn gezahlt wird. Dem Kolchosbauern werden vielmehr nach einem sehr differenzierten Normensystem für die geleistete Arbeit Arbeitseinheiten gutgeschrieben, nach denen am Ende des Jahres die Beteiligung am Reinertrag erfolgt.

Theoretisch bietet ein solches System sowohl die Chance einer Arbeitsvergütung, die

über dem Durchschnittsniveau des Arbeitslohnes eines Landarbeiters im Sowchos liegt, aber auch das Risiko einer starken Unterbewertung der ländlichen Arbeitskraft. In der Praxis hat sich jedoch — zumindest in den ersten 20 Jahren des Bestehens des Kolchosystems — die Tatsache ergeben, daß der Kolchosbauer im großen Durchschnitt für seine Arbeit im Kolchos nicht einmal so viel wie der schlechtbezahlte Landarbeiter im Sowchos verdiente. Die Kolchosbetriebe waren nämlich von Anfang an dazu verpflichtet, den größten Teil ihrer Überschüsse an den Staat abzuliefern, der durch die Spanne zwischen den sehr niedrig festgesetzten Erzeugerpreisen und hohen Verbraucherpreisen einen erheblichen Teil des öffentlichen Haushalts finanzierte.

Daß die Kolchosbauern in der langen Zeitspanne, in der ein äußerst niedriges Agrarpreisniveau bestand, überhaupt existieren konnten, war durch die zusätzlichen Einnahmequellen zu erklären, die ihnen zur Verfügung stehen. Ein wesentliches Merkmal des Kolchosystems besteht nämlich darin, daß den Mitgliedern ein kleiner Nebenerwerbsbetrieb, die sogenannte Hoflandwirtschaft, belassen wird, die aus einem kleinen, nicht im Privateigentum besessenen Stückchen Land von einem viertel bis einem halben Hektar und aus einer sehr eng begrenzten privaten Viehhaltung besteht. Die Produkte dieser privaten Nebenerwerbswirtschaft können aber zu freien, das heißt zu normalen Preisen auf den sogenannten Kolchoscmärkten oder im direkten Verkehr mit dem Verbraucher verkauft werden.

Das Nebeneinander zwischen dem Gemeinschaftsbetrieb der Kolchose und dem privaten Nebenerwerbsbetrieb der Kolchosbauern offenbart das Dilemma, vor das man sich in der Sowjetunion bei der Handhabung des Kolchosystems gestellt sieht. Solange die Einkommensverhältnisse in den Kolchosen ausgesprochen schlecht sind, muß der Kolchosbauer, um existieren zu können, sich darum bemühen, aus seiner kleinen Nebenerwerbswirtschaft möglichst viel herauszuholen. Dadurch ist es naheliegend, daß er sich bei der Arbeit auf den Kolchosfeldern auf das Notwendigste beschränkt, um möglichst viel Arbeitskraft für sein Hofland verwenden zu können. Immer wieder sah sich die Sowjetregierung genötigt,

durch gesetzliche Bestimmungen, wie u. a. durch Einführung bestimmter Mindestnormen für die Arbeitsleistungen im Kolchosbetrieb, der Vernachlässigung der Kolchosarbeit entgegenzutreten.

Die Benachteiligung der Landwirtschaft durch äußerst niedrige Erzeugerpreise, die für die Vorkriegszeit, aber auch für die erste Nachkriegszeit kennzeichnend war, hatte zur Folge, daß die Landwirtschaft zurückblieb und dadurch schließlich auch die Weiterentwicklung der anderen Zweige der Wirtschaft in Frage gestellt wurde. Als nach Stalins Tod der Weg für einen neuen Kurs der sowjetischen Agrarpolitik frei wurde, mußte man sich daher entschließen, die Benachteiligung der Landwirtschaft zwar nicht vollständig aufzuheben, aber doch durch ein Anheben der Agrarpreise und eine Herabsetzung der Ablieferungsverpflichtungen wesentlich zu vermindern. Man hatte eingesehen, daß bessere Leistungen der Landwirtschaft nur dann zu erreichen sind, wenn es gelingt, den in der Landwirtschaft arbeitenden Menschen einen wirksamen materiellen Anreiz für Arbeitsleistungen zu bieten.

Es war aber bezeichnend für die Denkweise und das politische Handeln der Sowjetführer, daß man die Anstrengungen zunächst nicht auf eine Steigerung der Hektarerbträge in den alten Anbaugebieten konzentrierte, sondern die für landwirtschaftliche Zwecke verfügbaren Investitionsmittel in erster Linie dazu verwendete, um ein großzügiges Programm der Neulandgewinnung zu verwirklichen. Durch die persönliche Initiative Chruschtschows wurde eine gewaltige Neulandaktion in Gang gesetzt, durch die in den weiten Steppen Kasachstans und Südsibiriens im Verlaufe von wenigen Jahren über 30 Millionen Hektar neu in Kultur gebracht werden konnten.

Es mußte von vornherein zweifelhaft erscheinen, ob diese Aktion zu dem gewünschten Ertolge führen kann. Erfahrungsgemäß ist in den Steppengebieten der Trockenzone, die es auch in anderen Teilen der Erde gibt, ein ständiger Getreidebau auf die Dauer nicht durchführbar, sondern eher eine extensive Weidewirtschaft, bei der nur ein kleiner Teil der Flächen jeweils im Feldbau genutzt wird. Ein permanenter Getreidebau führt unter den gegebenen klimatischen Bedingungen mit Sicherheit nach kurzer Zeit zu einer Zerstörung

der natürlichen Bodenstruktur und zu starker Bodenerosion, so daß unter Umständen letzten Endes die landwirtschaftliche Nutzung solcher Böden vollständig aufgegeben werden muß. Ähnliche Erfahrungen hat man zum Beispiel auch in den anatolischen Steppengebieten der Türkei gemacht, wo man vor einigen Jahren durch einen fehlgesteuerten Maschineneinsatz ebenfalls bisher ungenutzte Steppenböden in großem Umfange in Kultur genommen hatte, was nach bedeutenden Anfangserfolgen sehr bald zu einer verhängnisvollen Bodenerosion führte.

Daß die Neulandaktion in der Sowjetunion sich nach nunmehr fast zehnjähriger Wirksamkeit als ein Fehlschlag erwiesen hat, dürfte kaum noch zu bezweifeln sein. Auch im vergangenen Jahr war in den Neulandgebieten eine ausgesprochene Mißernte zu verzeichnen, was entscheidend zu der kritischen Versorgungslage beitrug, die dann zu den sensationellen Weizenkäufen der Sowjetunion geführt hat. Hinzu kommt allerdings, daß auch andere agronomische Maßnahmen bisher nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt haben, wie z. B. der forcierte Maisanbau, bei dem ebenfalls durch klimatische Faktoren das ursprüngliche Programm nur zu einem kleinen Teil verwirklicht werden konnte. Auch die neuerdings propagierte Umstellung bestimmter Gebiete von der früher geförderten Feldgraswirtschaft auf ein intensiveres Fruchtfolgesystem hat noch keine größeren Auswirkungen gezeigt.

Es ist bezeichnend, daß Chruschtschow zwar nicht den Mißerfolg der bisher propagierten agrartechnischen Maßnahmen verkündet, wohl aber zu der Feststellung gelangt ist, daß man nicht fortfahren könne, die Landwirtschaft in die Breite zu entwickeln, sondern zu einer Intensivierung des Landbaues in den alten Anbaugebieten übergehen müsse. Dazu soll in erster Linie eine verstärkte Anwendung von Mineräldüngern verhelfen, deren steigende Produktion bei der letzten Tagung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei das zentrale Thema bildete. Auch hier ist jedoch eine gewisse Skepsis am Platze, insofern nämlich, als in denjenigen Gebieten der Sowjetunion, in denen die Niederschläge unzureichend sind, der Anwendung von Mineräldüngern bestimmte Grenzen gezogen sind. Außerdem kann eine Steigerung des Mineräldünger-

verbrauches erfahrungsgemäß nur in einem allmählich fortschreitenden Prozeß erreicht werden.

Wenn man jedoch von diesen äußeren Schwierigkeiten absieht, so bleibt die Frage bestehen, inwieweit das gegenwärtig besonders deutlich in Erscheinung getretene Versagen der sowjetischen Landwirtschaft auf systembedingte Mängel zurückzuführen ist, die letzten Endes nur durch Änderungen grundsätzlicher Art behoben werden können. Es fragt sich, was unter diesen systembedingten Mängeln zu verstehen ist.

Das bestimmende Merkmal der sowjetischen Wirtschaft ist darin zu sehen, daß es kein Privateigentum, sondern nur Staatseigentum an den Produktionsmitteln gibt, wenn man vom Kolchossektor absieht, bei dem die Kolchosbauern noch ein Privateigentum an den unbedeutenden kleinen Produktionsmitteln der Hoflandwirtschaft und ein Gruppeneigentum an den Produktionsmitteln ihrer Gemeinschaftswirtschaft besitzen. Daher befindet sich die gesamte industrielle und gewerbliche Wirtschaft der Sowjetunion in staatlicher Regie. Daraus ergibt sich zwangsläufig das System der Zentralverwaltungswirtschaft oder Kommandowirtschaft, an dem sich so lange grundsätzlich nichts ändert, als man an dem für Kommunisten unverrückbaren Grundsatz der Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln festhält. Ob zeitweilig zentralistische oder dezentralistische Tendenzen in der Wirtschaftsführung die Oberhand gewinnen, ändert nichts wesentliches an dem grundsätzlichen Charakter eines solchen Wirtschaftssystems.

Bei der zentralen Planung des Wirtschaftsablaufs, die sich aus diesem System zwangsläufig ergibt, bereitet jedoch die Agrarproduktion deswegen besondere Schwierigkeiten, weil ihr Volumen vom Witterungsverlauf und anderen Faktoren mitbestimmt wird, die sich nicht im voraus einplanen lassen, wie etwa das Auftreten von Viehseuchen und Pflanzenkrankheiten. Das ist einer der Gründe, warum die Landwirtschaft sich in eine nach kommunistischen Grundsätzen bestimmte Wirtschaftsordnung nur schwer einfügen läßt. Hinzu kommt, daß in der landwirtschaftlichen Produktion das menschliche Element, zumindest im gegenwärtigen Stadium der technischen Ent-

wicklung, eine wesentlich größere Rolle spielt als in der industriellen Fabrikation. Es ist zwar das Bestreben der kommunistischen Wirtschaftsplaner, den landwirtschaftlichen Produktionsprozeß nach Möglichkeit demjenigen des Fabrikbetriebs anzupassen und auch auf diese Weise den Unterschied zwischen Stadt und Land allmählich zum Verschwinden zu bringen. Von diesem Ziel ist man jedoch noch weit entfernt.

Im gegenwärtigen Stadium macht es sich daher sehr störend bemerkbar, daß im unpersönlichen Großbetrieb, der heute in der Sowjetunion der Träger der landwirtschaftlichen Produktion ist, diejenigen Faktoren nicht recht zum Tragen kommen, die für die Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit von ausschlaggebender Bedeutung sind: die elastische Anpassung der Betriebsführung an die örtlichen Gegebenheiten, die wechselnden Erfordernisse im jahreszeitlichen Ablauf des Produktionsprozesses und die persönliche Interessiertheit des in der Landwirtschaft tätigen Menschen, die sich aus seiner Verbundenheit mit der Natur und seinem persönlichen Verhältnis zum Boden, zu Pflanze und Tier ergibt. Diese Faktoren lassen sich nicht künstlich schaffen, wenn ihnen erst einmal durch eine anderen Zielen zustrebende Planung der Boden entzogen ist. Auch das ist eine der ständigen Ursachen sowjetischer Mißerfolge auf dem Agrargebiet.

Zu diesen systembedingten Schwierigkeiten, die sowohl für die Sowchase als auch für die Kolchase Geltung haben, treten die besonderen Probleme, die durch die Einführung des Kolchossystems in der sowjetischen Landwirtschaft aufgetreten sind. Die Arbeitsleistungen der Kolchosbauern werden zwar, wie erwähnt, nach einem im Laufe der Jahre in allen Einzelheiten durchgearbeiteten Normensystem bewertet, dem das Leistungsprinzip zugrunde liegt. Trotzdem hat sich der Leistungsgedanke deswegen nicht durchsetzen können, weil sich immer erst am Ende des Wirtschaftsjahres ergibt, wie hoch die Arbeitsleistung bewertet wird. Der Umstand, daß die Kolchosen in das staatliche Plansystem einbezogen sind und ihre Verkaufserlöse durch staatlich festgesetzte Ablieferungsquoten und niedrige Erzeugerpreise bestimmt werden, hat jedoch eine so stark

nivellierende Wirkung ausgeübt, daß kaum ein Leistungsanreiz gegeben war.

Mit dem Kurswechsel der sowjetischen Agrarpolitik, der nach Stalins Tode einsetzte, ist daher auch eine Reform des Lohnsystems der Kolchosbetriebe in die Wege geleitet worden. Durch die Garantie eines Mindestlohnes wird nunmehr versucht, eine materielle Interessiertheit der Kolchosbauern am Betriebserfolg zu erreichen. Soweit der garantierte Mindestlohn etwa auf der Höhe der Landarbeiterlöhne liegt und als Vorschuß auf die endgültige Ertragsverteilung alle 14 Tage oder alle Monate ausgezahlt wird, ist damit eine gewisse Annäherung an das Lohnsystem der Sowchosen gegeben.

Nach wie vor unterscheiden sich jedoch die Kolchosen ganz wesentlich dadurch von den Sowchosen, daß die Kolchosbauern über ihre kleine Nebenerwerbswirtschaft verfügen, die trotz ihres geringen Umfangs eine bedeutende zusätzliche Einnahmequelle darstellt. Es ist kennzeichnend für den Zustand der sowjetischen Landwirtschaft, daß diese sogenannten Hoflandwirtschaften der Kolchosbauern und Schrebergärtner zwar nur mit etwa 3 % an der gesamten Anbaufläche beteiligt sind, infolge ihrer wesentlich höheren Erträge jedoch einen erstaunlich hohen Anteil an der Gesamtproduktion von Kartoffeln (70 %), Gemüse (42 %), Milch (45 %), Fleisch (44 %) und Eiern (76 %) erbringen (1962).

Wenn auch bei der Erzeugung tierischer Produkte in den Hoflandwirtschaften die legale oder illegale Beschaffung von Futtermitteln aus dem Kolchosbetrieb eine erhebliche Rolle spielt, so spiegelt sich doch in diesen Zahlen die Tatsache wider, daß die Produktivität auf den individuell genutzten Flächen infolge des persönlichen Interesses der Kolchosbauern sehr viel größer ist als in den Kolchosfeldern. Auch hierüber werden von der Sowjetstatistik neuerdings genaue Angaben gemacht. Sie zeigen, daß auch in der Sowjetwirtschaft nach wie vor die privatwirtschaftlichen Impulse ihre produktionsfördernde Wirkung haben.

Trotz ihrer großen produktiven Leistungen stellt aber die Hoflandwirtschaft im Rahmen des sowjetischen Agrarsystems deswegen ein besonders schwieriges Problem dar, weil sie zu einem Antagonismus zwischen den privat-



wirtschaftlichen Interessen der Kolchosbauern und den Interessen der Kolchoswirtschaft geführt hat, die auf eine möglichst intensive Mitarbeit ihrer Mitglieder angewiesen ist. Man hat sich bisher vergeblich darum bemüht, für diese gegensätzlichen Interessen eine geeignete Synthese zu finden.

Der Umfang der Hoflandwirtschaft war von vornherein durch entsprechende Bestimmungen des Musterstatuts sehr begrenzt. Erst neuerdings hat man den Kolchosbauern das Recht zubilligt, durch Beschluß der Mitgliederversammlung von diesen festgesetzten Normen im Bedarfsfalle abzuweichen. Die Durchschnittsziffern der Statistik zeigen jedoch, daß bisher von der Möglichkeit einer abweichenden Regelung noch kaum Gebrauch gemacht worden ist. Man hat ferner die Mitgliedschaft im Kolchosbetrieb davon abhängig gemacht, daß die Mitglieder für ihre Arbeitsleistungen im Kolchosbetrieb gewisse Mindestnormen erfüllen, die obligatorisch sind. Es hat sich aber herausgestellt, daß viele Kolchosbauern nicht bereit sind, mehr zu leisten, als diese Mindestnormen vorschreiben. Wie in anderen Bereichen der Wirtschaft zeigt sich auch hier, daß die nach Stalins Tode eingeleitete Lockerung des Arbeitszwanges sich zwar für die Stellung des arbeitenden Menschen günstig ausgewirkt hat, aber auch neue schwierige Probleme aufwirft. Die Leiter der Kolchosbetriebe haben nicht mehr die Möglichkeit, so rücksichtslos gegen mangelnde Arbeitsdisziplin und Arbeitsunlust vorzugehen, wie es noch zu Stalins Zeiten der Fall war. Es wird daher gerade in neuerer Zeit sehr viel über mangelnde Arbeitslust und mangelnde Arbeitsleistung in den Kolchosbetrieben geklagt.

Die andere Möglichkeit, den Antagonismus zwischen privatwirtschaftlichen und kollektivwirtschaftlichen Interessen zu beseitigen, würde darin bestehen, daß die Hoflandwirtschaft vollständig beseitigt wird. Daß dies eines Tages notwendigerweise erfolgen muß, wenn man der Zielsetzung des „Überganges zum Kommunismus“ gerecht werden will, die auf dem XXII. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion verkündet wurde, steht außer Frage. Man ist sich aber auch bewußt, daß die Versorgung der Sowjetbevölkerung mit hochwertigen Nahrungsgütern in einer untragbaren Weise beeinträchtigt werden würde,

wenn man bei der Abschaffung der Hoflandwirtschaft Zwang anwendet und zu rasch vorgeht. Im gegenwärtigen Stadium begnügt man sich daher damit, den Kolchosbauern den freiwilligen Verzicht auf die Hoflandwirtschaft nahezu legen, ohne daß diese sich bisher, von einigen Ausnahmen abgesehen, dazu bereitgefunden hätten.

Für die Probleme, die sich aus zwei wesentlichen Merkmalen der sowjetischen Landwirtschaft, nämlich aus dem eigenartigen Entlohnungssystem der Kolchose und ihrer Hoflandwirtschaft ergeben, hat man demnach bis heute noch keine befriedigende Lösung gefunden. Man kann daher mit Recht von der ungelösten Agrarfrage in der Sowjetunion sprechen. Bei diesen beiden Problemen handelt es sich jedoch um die spezifischen Probleme der Kolchoswirtschaft, die zwar das wichtigste, aber nicht das einzige strukturelle Merkmal der sowjetischen Landwirtschaft darstellt.

Wie bereits erwähnt, spielt im gegenwärtigen Stadium der private Sektor, nämlich die Hoflandwirtschaft der Kolchosbauern trotz ihrer ganz geringen flächenmäßigen Ausdehnung im Gesamtrahmen der Agrarproduktion des Landes noch eine ganz bedeutende Rolle. In diesem Sektor vollzieht sich aber die Produktion und auch der Verbrauch bzw. der Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse nach den üblichen Regeln der privaten Wirtschaft und wirft daher keine besonderen Probleme grundsätzlicher Art auf.

Anders liegen die Dinge bei dem dritten wichtigen Strukturelement der sowjetischen Landwirtschaft: bei den Staatsgütern, den sogenannten Sowchosen. Derartige Betriebe hat es von jeher in der sowjetischen Landwirtschaft gegeben, da man nach der bolschewistischen Revolution nicht alle enteigneten Landgüter aufgeteilt hat, sondern einen Teil von ihnen in staatliche Regie übernahm. Außerdem gab es auch schon zur zaristischen Zeit einige Staatsgüter, wie z. B. die staatlichen landwirtschaftlichen Versuchsstationen. Im Laufe der Zeit sind dann eine ganze Anzahl von Sowchosen neu begründet worden, und zwar vor allem als Spezialbetriebe für Getreidebau, Milchwirtschaft, Rindermast, Schweinemast, Geflügelzucht usw.

Nachdem die bäuerlichen Betriebe durch die Zwangskollektivierung ebenfalls zu großen Be-

triebseinheiten zusammengefaßt worden sind, bestehen in der Sowjetunion zwei Arten von landwirtschaftlichen Großbetrieben nebeneinander: die Staatsgüter und die Kollektivwirtschaften. Der Anteil der Sowchosen an der gesamten Anbaufläche und ungefähr auch der Anteil an der gesamten Agrarproduktion belief sich seit Beginn der Kollektivierung bis in die neuere Zeit hinein auf etwa 10 Prozent. Erst seit dem Jahre 1954 hat sich ein allmählicher Wandel angebahnt, der dazu geführt hat, daß der Anteil der Sowchosen an der gesamten Anbaufläche bis zum Jahre 1962 auf 44 Prozent, an der Getreideproduktion auf 40 Prozent, an der Fleischproduktion auf 26 Prozent und an der Milchproduktion auf 21 Prozent gestiegen ist. Die Ursachen für diesen raschen Strukturwandel sind nicht nur darin zu sehen, daß bei der großen Neulandaktion, auf die bei den Investitionen der letzten Jahre so großes Gewicht gelegt wurde, der Sowchosform der Betriebe gegenüber der Kolchosform der Vorzug gegeben wurde. Es ist vielmehr auch in anderen Gebieten der Sowjetunion teilweise zur Neugründung von Sowchosen oder zur Ausdehnung bestehender Sowchosen gekommen und außerdem in einem nicht unbedeutenden Ausmaß auch zu einer direkten Umwandlung von Kolchosen in Sowchosen.

Es erhebt sich daher die Frage, ob nicht bei einem weiteren Fortschreiten dieses Wandlungsprozesses eine Lösung der Agrarfrage dadurch gefunden werden könnte, daß die gesamte Landwirtschaft in staatliche Regie genommen wird. Diese Frage der sogenannten „Sowchosierung“ der Landwirtschaft ist in der sowjetischen Fachpresse ernsthaft diskutiert worden. Man ist jedoch zu dem Ergebnis gelangt, daß die Abschaffung des Kolchossystems in absehbarer Zeit nicht zur offiziellen Zielsetzung der sowjetischen Agrarpolitik gemacht werden kann.

Als das neue Parteiprogramm festgelegt wurde und auf dem XXII. Parteikongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion im Oktober 1961 die Richtlinien für den „Übergang zum Kommunismus“ gegeben wurden, hat man das sehr deutlich zu erkennen gegeben. Es wird betont, daß sich das gegenwärtige Stadium der „sozialistischen“ von der künftigen „kommunistischen“ Wirtschaftsordnung u. a. auch darin unterscheidet, daß es noch das Gruppen-

eigentum der Kolchosbauern gibt. Beim Übergang zum Kommunismus müsse dieses Gruppeneigentum auf das höhere Niveau des Volkseigentums angehoben werden. Konsequenterweise würde eine solche Maßnahme zwar eine allmähliche Umwandlung der Kolchose in Sowchose bedeuten. Man legt jedoch Wert auf die Feststellung, daß es sich nicht um einen derartigen einseitigen Umwandlungsprozeß handeln soll, sondern vielmehr um eine allmähliche Annäherung zwischen den beiden Betriebsformen. Es ist durchaus denkbar, daß auch die Betriebsform der Sowchosen im Laufe der Zeit eine Veränderung erfährt, die sie den Kolchosen annähert, indem z. B. in der Betriebsleitung den Betriebsangehörigen ein stärkeres Mitspracherecht gegeben wird, als es gegenwärtig der Fall ist. Man kann jedoch feststellen, daß bisher eher von einer Annäherung der Kolchosform an die Sowchosform gesprochen werden kann als von dem umgekehrten Vorgang.

Wenn man es demnach aus taktischen Gründen vermeidet, von einer künftigen Verstaatlichung der gesamten Landwirtschaft zu sprechen, die sich eigentlich — und sei es auch in einer abgewandelten Form — bei einem konsequenten Übergang zum Kommunismus zwangsläufig ergeben müßte, so muß doch damit gerechnet werden, daß der sogenannte Annäherungsprozeß zwischen den beiden Betriebsformen sich auch weiter in der bisherigen einseitigen Weise fortsetzt. Das würde bedeuten, daß der Anteil des Sowchossektors an der gesamten Agrarpolitik noch weiter wächst. Die oben geschilderten spezifischen Probleme der Kolchoswirtschaft, die in erster Linie dazu führen, daß man von einer ungelösten Agrarfrage in der Sowjetunion sprechen kann, würden damit im Laufe der Zeit immer mehr in den Hintergrund treten. Es fragt sich daher, ob die Sowchosform eher die Gewähr dafür bietet, daß in der sowjetischen Landwirtschaft befriedigende Produktionsergebnisse erzielt werden, als es bei der Kolchosform gegenwärtig der Fall ist.

In der Sowjetstatistik finden sich neuerdings auch Angaben, die einen Vergleich der Produktionsleistungen beider Betriebsformen ermöglichen. Daraus könnte man schließen, daß das Ertragsniveau in den Sowchosen niedriger ist als in den Kolchosen. Die statistischen

Durchschnittsziffern geben jedoch insofern kein einwandfreies Bild, als sie nicht hinreichend der unterschiedlichen geographischen Verteilung beider Betriebsformen Rechnung tragen. Die Getreidesowchosen sind z. B. vorwiegend in den Steppengebieten vertreten, wo für einen großflächigen extensiven Getreidebau günstige Voraussetzungen vorhanden sind, wo aber wegen der unzureichenden Niederschläge die Ernteerträge im Durchschnitt der Jahre niedriger liegen als in anderen Teilen der Sowjetunion.

Um zu einem echten Leistungsvergleich zwischen beiden Betriebsformen zu gelangen, müßten regional aufgegliederte Ertragsziffern zur Verfügung stehen. Soweit man an Ort und Stelle Vergleiche zwischen unmittelbar benachbarten Betrieben beider Kategorien anstellen kann, fällt im allgemeinen der Vergleich zugunsten der Sowchosen aus. Ohne solche Feststellungen verallgemeinern zu wollen, gibt es doch Gründe, die dafür sprechen, daß das Leistungsniveau in den Sowchosen etwas höher sein dürfte als in den Kolchosen.

Es gibt zweifellos in beiden Sektoren der sowjetischen Landwirtschaft nicht nur schlechte, sondern auch einige gute Betriebe. Das hängt von den örtlichen Umständen und bis zu einem gewissen Grade auch von der Fähigkeit des Betriebsleiters ab, die selbst in dem unpersönlichen sowjetischen Wirtschaftsapparat doch noch eine Rolle spielt. Die Spitzenkräfte unter den Betriebsleitern sind aber bisher vorwiegend in den Sowchosen und erst in neuerer Zeit hier und da auch in den Kolchosen zum Einsatz gelangt.

Es kommt hinzu, daß ein tüchtiger Betriebsleiter sich im Sowchosbetrieb besser durchsetzen kann als im Kolchos. Der Sowchosdirektor hat in seinem Betrieb ähnliche Machtbefugnisse wie der sowjetische Fabrikdirektor; er ist zwar durch die Anordnungen des Staats- und Parteiapparates und durch die Steuerung von oben in seinen betriebswirtschaftlichen Entscheidungen sehr stark eingeengt, aber er hat auch die Möglichkeit, im Rahmen dieser Befugnisse die Führung des Betriebes fest in die Hand zu nehmen.

Der Kolchosleiter ist in einer wesentlich schwierigeren Situation. Daß er nicht ernannt, sondern gewählt wird, ist zwar in einer politischen Ordnung, in der bei jedem Wahlakt

die Richtlinien oder Vorschläge der Partei zu berücksichtigen sind, nur eine Formsache. Die nach Stalins Tod eingetretene Lockerung des Sowjetregimes hat jedoch dazu geführt, daß der Kolchosleiter nicht mehr mit denselben rigorosen Mitteln für eine strenge Arbeitsdisziplin in seinem Betriebe sorgen kann wie zur Stalinzeit, wenn Kolchosmitglieder sich weigern, mehr Arbeitsleistungen für den Kolchosbetrieb aufzuwenden, als die Mindestnorm vorschreibt. Wenn die Kolchosmitglieder morgens zu spät zur Arbeit erscheinen oder während der Arbeitszeit bummeln, so ist es für den Kolchosleiter schwieriger, dagegen einzuschreiten als im analogen Falle für den Sowchosdirektor.

Schließlich sind im Sowchosbetrieb die oben erwähnten spezifischen Schwierigkeiten des Kolchosystems nicht gegeben, nämlich der Interessenkonflikt zwischen dem privaten Nebenerwerbsbetrieb und dem kollektiven Gemeinschaftsbetrieb und dem besonderen Entlohnungsmodus, bei dem zwar das Leistungsprinzip gilt, aber doch nicht recht wirksam wird.

Wenn demnach im Sowchossektor günstigere Voraussetzungen für befriedigende Produktionsleistungen gegeben sind als im Kolchossektor, so machen sich doch die sonstigen systembedingten Mängel bemerkbar, die ganz allgemein in der verstaatlichten sowjetischen Wirtschaft gegeben sind und voraussichtlich auch weiterhin bestehen werden. Das gilt z. B. für die Abhängigkeit des Betriebsleiters von Planziffern, die ohne Orientierung am Marktgeschehen festgelegt werden müssen, die weitere Abhängigkeit vom Funktionieren anderer Betriebe, die Lieferanten und Kunden sind, und für das Auftreten unwirtschaftlicher regionaler Autarkiebestrebungen bei jedem Versuch einer stärkeren Dezentralisierung der Wirtschaftsführung. Das weitere Anwachsen des Sowchossektors würde demnach zwar bedeuten, daß die spezifischen Probleme der Kolchoswirtschaft allmählich etwas mehr in den Hintergrund treten, daß aber infolge der allgemeinen Mängel der sowjetischen Wirtschaftsordnung das Leistungsniveau der Landwirtschaft auch weiterhin unbefriedigend bleibt.

Die unbestreitbaren Fortschritte der Industrieproduktion der Sowjetunion lassen jedoch er-

kennen, daß die allgemeinen systembedingten Mängel der Sowjetwirtschaft zwar unbefriedigende Einzelleistungen der Betriebe im Gefolge haben, daß es jedoch trotzdem zu einem allmählichen quantitativen Ansteigen der Produktion, ja sogar zu einer allmählichen Verbesserung des Leistungsniveaus kommen kann. Wenn demnach für den Sowchossektor ähnliche Voraussetzungen gelten wie für die sowjetische Industrielandwirtschaft, so muß auch hier mit der Möglichkeit allmählicher Fortschritte in den Produktionsleistungen gerechnet werden. Dabei ist allerdings die erwähnte Einschränkung zu machen, daß sich der landwirtschaftliche Betrieb schwerer in das System der staatlichen Planwirtschaft und einer von oben gesteuerten Wirtschaftsbürokratie einfügen läßt als der Fabrikbetrieb.

Es bleibt die Frage, in welchem Ausmaß die sowjetische Landwirtschaft tatsächlich versagt hat, und welche Maßstäbe zur Verfügung stehen, um den Grad des Versagens beurteilen zu können. Es kann festgestellt werden, daß bei der Behandlung dieser Frage häufig falsche Maßstäbe angewendet werden. Es ist z. B. nicht gerechtfertigt, wenn man, wie es vielfach geschieht, sowjetische Durchschnittserträge mit den Durchschnittserträgen der Bundesrepublik vergleicht. Dabei ergibt sich ein sehr großer Abstand, wie er z. B. im durchschnittlichen Weizenertrag gegeben ist, der in der Sowjetunion (Durchschnitt der Jahre 1960 bis 1962) bei 10,7 dz je ha lag, in der Bundesrepublik jedoch im gleichen Zeitraum bei 32,7 dz je ha. Man kann aber Hektarerträge nur zwischen solchen Gebieten vergleichen, die ähnliche klimatische Bedingungen aufzuweisen haben. Die wichtigsten Getreideanbaugelände der Sowjetunion sind durch unzureichende durchschnittliche Niederschlagsmengen gekennzeichnet. Sie können daher nur mit ähnlichen Trockengebieten, beispielsweise in USA, Kanada oder Australien, verglichen werden. Ein solcher Versuch zeigt, daß die Sowjetunion zwar noch erheblich hinter dem Ertragsniveau der USA (16,1 dz/ha im gleichen Zeitraum) und Kanadas (11,3 dz/ha) zurückgeblieben ist, daß der Abstand vom Normalniveau jedoch nicht so groß ist, wie man beim Vergleich mit deutschen Erträgen vermuten könnte.

Ein anderer, häufig angewendeter Maßstab ist der Produktivitätsvergleich. Man weist darauf

hin, daß die Produktivität pro Arbeitskraft in der Landwirtschaft der USA um ein mehrfaches höher liegt als in der Sowjetunion. Auf diesen Umstand hat im übrigen auch Chruschtschow gelegentlich hingewiesen. Dieser Vergleichsmaßstab ist jedoch nur dann einwandfrei, wenn man ihn auf den Sowchossektor und nicht auf die gesamte sowjetische Landwirtschaft bezieht. In den Sowchosen werden nämlich, ebenso wie in anderen staatlichen Betrieben, nur so viele Arbeitskräfte beschäftigt, wie bei dem gegebenen Produktivitätsniveau tatsächlich gebraucht werden. Wenn demnach die Produktionsleistung pro Arbeitskraft in den sowjetischen Sowchosen nur etwa ein Drittel oder ein Viertel von dem erreicht, was in der amerikanischen Landwirtschaft heute geleistet wird, so zeigt sich, daß die sowjetische Landwirtschaft tatsächlich noch außerordentlich stark in ihrem Leistungsniveau zurückgeblieben ist.

Es wäre jedoch nicht gerechtfertigt, wollte man denselben Maßstab auch für den Kolchossektor anwenden. Es ist richtig, daß in den USA weniger als 10 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig sind und daß dieser geringe Anteil genügt, um nicht nur die Gesamtbevölkerung zu ernähren, sondern auch gewaltige Überschüsse zu produzieren. Dagegen sind in der Sowjetunion ungefähr 35 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, und im letzten Jahr konnte nicht einmal die Versorgung der eigenen Bevölkerung mit Nahrungsgütern sichergestellt werden. Dieser Anteil von 35 % Agrarbevölkerung bedeutet zwar im Vergleich mit den westlichen Industrienationen ein erhebliches Zurückbleiben der Sowjetunion. In ihm spiegelt sich aber gleichzeitig das Ergebnis eines demographischen Umformungsprozesses wider, der in seinem Ausmaß kaum irgendwo in der Welt eine Parallele findet.

Im Jahre 1928, ehe die Kollektivierung einsetzte, hatte die Sowjetunion als typisches Entwicklungsland noch einen Anteil von etwa 75 % Agrarbevölkerung aufzuweisen. Wenn dieser Anteil im Laufe von drei bis vier Jahrzehnten auf weniger als 40 % zurückgegangen ist, so bedeutet das einen Umschichtungsprozeß von gewaltigen Ausmaßen, durch den fast 100 Millionen Menschen betroffen wurden, die ohne diesen Vorgang heute noch in der Landwirtschaft tätig sein würden. Es muß

damit gerechnet werden, daß dieser Wandlungsprozeß auch weiter fortschreitet und daß eines Tages auch in der Sowjetunion nur noch 20 oder 10 % der Gesamtbevölkerung in der Landwirtschaft tätig sein werden. Der gegenwärtige noch verhältnismäßig hohe Anteil der Agrarbevölkerung an der Gesamtbevölkerung der Sowjetunion ist nicht nur auf eine geringe Produktivität der ländlichen Arbeitskräfte zurückzuführen, er ist vielmehr auch dadurch zu erklären, daß man im Zuge des großen demographischen Umformungsprozesses, der für alle Industrienationen kennzeichnend ist, gegenwärtig bei 35 % Agrarbevölkerung angelangt ist, was einen beachtlichen Erfolg der Bemühungen um eine allmähliche Umschichtung der Bevölkerung bedeutet.

Die Zahl der Arbeitskräfte in den Kolchosen wird nicht in erster Linie durch den Bedarf bestimmt, der sich wiederum nach der Produktivität richtet, sondern auch dadurch, daß die Kolchosen aus den früheren Bauernwirtschaften hervorgegangen sind. Diese neugeschaffenen Großbetriebe mußten daher zunächst das gesamte Arbeitspotential der früheren kleinbäuerlichen Betriebe übernehmen. Erst im Laufe der Zeit konnte eine allmählich Angleichung der Menschenzahl an den tatsächlichen Bedarf in die Wege geleitet werden. Es ist vor allem zu einem Wegzug männlicher Arbeitskräfte gekommen, so daß gegenwärtig die weiblichen Arbeitskräfte in den Kolchosen in einem erstaunlichen Maße überwiegen.

Wenn heute in vielen Kolchosen über einen Arbeitskräftemangel geklagt wird, so ist das jedoch nicht nur auf das Fehlen qualifizierter männlicher Arbeitskräfte zurückzuführen; es ist vielmehr auch ein Zeichen dafür, daß trotz aller Mechanisierung die Arbeitsproduktivität in diesen Betrieben noch sehr niedrig ist. Wenn man nach den üblichen betriebswirtschaftlichen Maßstäben errechnet, wieviel Arbeitskräfte in den 49 000 Großbetrieben, aus denen sich heute die sowjetische Landwirtschaft zusammensetzt, bei der vorhandenen Intensität der Wirtschaftsweise und bei dem gegenwärtigen Grad der Mechanisierung tatsächlich gebraucht werden würden, so kommt man zu einer erstaunlich niedrigen Zahl. Sie besagt, daß mit einem weiteren Rückgang der Zahl der ländlichen Arbeitskräfte zu rechnen

ist, der sich vielleicht schon stärker bemerkbar gemacht hätte, wenn es sich nicht zum großen Teil um weibliche Arbeitskräfte handeln würde, die weniger mobil sind.

Man kann demnach feststellen, daß die Arbeitsproduktivität in der sowjetischen Landwirtschaft tatsächlich noch sehr niedrig ist, daß aber der verhältnismäßig hohe Anteil der Agrarbevölkerung an der Gesamtbevölkerung keinen geeigneten Maßstab dafür bietet, zu beurteilen, in welchem Grade die sowjetische Landwirtschaft hinter den Leistungen anderer weiter fortgeschrittener Länder zurückbleibt. Nachdem von der Sowjetstatistik seit einigen Jahren auch detaillierte Angaben über die Produktionsleistungen gemacht werden, sollte eigentlich eine genaue Analyse des statistischen Zahlenmaterials am ehesten ein Urteil über den Grad des Versagens der sowjetischen Landwirtschaft ermöglichen. Danach bewegen sich zwar die Leistungsziffern, wie etwa die durchschnittlichen Hektarerträge, die durchschnittlichen Milch- oder Mastleistungen usw. noch auf einem sehr niedrigen Niveau. Obwohl in den letzten Jahren eine gewisse Stagnation eingetreten ist, so lag seit dem Jahre 1953, das eine Wende des agrarpolitischen Kurses kennzeichnet, die durchschnittliche jährliche Zuwachsrate der Agrarproduktion in fast allen Produktionszweigen über dem Niveau dessen, was andere vergleichbare Länder, die sich ebenfalls um eine Steigerung der Agrarproduktion bemühen, im gleichen Zeitraum aufzuweisen haben. Auch wenn man nicht von den absoluten Produktionsziffern, sondern von der Pro-Kopf-Produktion ausgeht, ergibt sich bei allerdings geringeren Zuwachsraten kein ungünstiges Bild.

Manche westlichen Autoren suchen dieser erstaunlichen und schwer erklärbaren Tatsache dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie die sowjetischen Produktionsziffern mit den übertrieben hohen Planziffern des jeweiligen sowjetischen Wirtschaftsprogrammes in Vergleich setzen. Dabei ergibt sich dann allerdings durchweg ein negatives Bild, nämlich ein Zurückbleiben der landwirtschaftlichen Produktionsleistungen hinter fast allen hochgesteckten Planzielen. Mit einer solchen Erklärung ist es jedoch nicht getan. Das Versagen der sowjetischen Landwirtschaft steht außer Zweifel, da es durch Chruschtschows öffent-

liche Kritik, aber auch dadurch deutlich geworden ist, daß die höchsten Parteigremien der Sowjetunion in den letzten Jahren bei ihren Tagungen erstaunlich oft die Agrarfrage in den Mittelpunkt stellen mußten. Wenn die offizielle Agrarstatistik trotzdem ein verhältnismäßig günstiges Zahlenbild darbietet, das den Vergleich mit den entsprechenden Daten anderer Länder nicht zu scheuen braucht, so besteht hier ein unleugbarer Widerspruch, der nicht leicht zu erklären ist.

Eine gewisse Erklärung ist allerdings darin zu sehen, daß die Ziffern der Sowjetstatistik nicht einwandfrei sind, sondern einer gewissen Korrektur bedürfen. Von verschiedenen Sowjetautoren, vor allem aber auch von Chruschtschow persönlich, sind interessante Beispiele dafür angeführt worden, wie bei den Besonderheiten der sowjetischen Planwirtschaft falsche und übertrieben hohe Produktionsziffern zustandekommen. Das ist z. B. dann der Fall, wenn ein Sowchodirektor, wie seinerzeit gemeldet wurde, in staatlichen Läden die zur Planerfüllung fehlenden Buttermengen aufkauft, die dann von der Statistik zehnfach erfaßt werden.

Wenn demnach bei den Angaben der Sowjetstatistik gewisse Abstriche zu machen sind, so bedeutet das jedoch nicht, daß die Sowjetstatistik überhaupt keine Orientierung ermöglicht. Es geht auch nicht an, ganz allgemein die sowjetischen Produktionsziffern um einen bestimmten Prozentsatz zu reduzieren. Es wird vielmehr von Fall zu Fall abzuwägen sein, wie man unter Auswertung aller verfügbaren Daten und Hinweise zu bereinigten Produktionsziffern gelangen kann. Auch wenn man mit bereinigten Ziffern operiert, wird man jedoch kaum zu der Schlußfolgerung gelangen, daß in der Sowjetunion eine Steigerung der Pro-Kopf-Produktion in den nächsten Jahren ausgeschlossen erscheint und daß die sowjetische Landwirtschaft sich in einer Sackgasse befindet, aus der nur ein radikaler Kurswechsel herausführen könnte.

Einen solchen radikalen Kurswechsel würde es bedeuten, wenn man sich in der Sowjetunion entschließen würde, denselben Weg zu beschreiten, den vor einigen Jahren zwei andere kommunistische Länder gegangen sind, näm-

lich Jugoslawien und Polen. Dort sah man sich seinerzeit gezwungen, die bereits ziemlich weit vorgetriebene Zwangskollektivierung der Landwirtschaft wieder aufzugeben und eine Auflösung bestehender Kolchosbetriebe zuzulassen. In beiden Ländern bildet seitdem die bäuerliche Wirtschaft die Grundlage der landwirtschaftlichen Produktion, während der Kolchossektor auf einen ganz unbedeutenden Umfang zusammengeschrumpft ist. Es entwickeln sich allmählich genossenschaftliche Zwischenformen, die sich aber von dem sowjetischen Muster der Kollektivwirtschaft sehr wesentlich unterscheiden.

In der Sowjetunion sind jedoch keinerlei Voraussetzungen für eine derartige Rückkehr zu den privatwirtschaftlichen Formen der bäuerlichen Familienwirtschaft gegeben. Nachdem das Kolchossystem nunmehr seit mehr als 30 Jahren die Organisationsform für das gesamte, ehemals bäuerliche Element des Landes darstellt, sind im Sowjetdorf weder die Menschen vorhanden, die zur Führung eines selbständigen Bauernbetriebes bereit und befähigt wären, noch verfügt man über das notwendige Inventar, das den Bedürfnissen des bäuerlichen Betriebes angepaßt ist. Außerdem wäre eine solche Maßnahme eine völlige Bankrotterklärung der sowjetischen Wirtschaftspolitik, die man nach allen bisherigen Erfahrungen von überzeugten Kommunisten niemals erwarten kann.

Man muß daher damit rechnen, daß die Sowjetregierung auch in den Grundsätzen der Agrarpolitik an den Richtlinien festhält, die sie sich durch das neue Parteiprogramm selbst gesetzt hat. Man wird sich also auch weiterhin darum bemühen, die Unterschiede zwischen Stadt und Land allmählich zum Verschwinden zu bringen, indem man die Annäherung zwischen Kolchosen und Sowchosen weiter betreibt und auch die Lebensweise auf dem Lande durch allmähliche Verwirklichung der alten Chruschtschowschen Idee der „Agrostädte“ dem städtischen Muster angleicht. Damit werden aber in absehbarer Zeit voraussichtlich auch die Schwierigkeiten und Probleme fortbestehen, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, von einer ungelösten Agrarfrage der Sowjetunion zu sprechen.

# Die Arbeitsweise des Geographen und ihre Bedeutung für die politische Bildung, dargestellt am Beispiel Kasachstans

## Einführung

Die Rahmenvereinbarungen der Kultusministerkonferenz haben jenen Fächern, die zur Erhellung der Situation unserer Zeit besondere Beiträge zu leisten imstande sind, den Auftrag gegeben, dies in gemeinsamer, gleichberechtigter Arbeit zu tun. In einigen Bundesländern wurde gegen diesen klar ausgesprochenen Auftrag insofern verstoßen, als einzelnen Fächern ein besonderes Gewicht bei dieser gemeinsamen Aufgabe zugemessen wurde, anderen hingegen — unverhältnismäßig zu ihren bildenden Möglichkeiten — der Wirkungsraum beschnitten wurde. Von der Seite der Geographie ist daher wiederholt der Anspruch auf gleiche Beteiligung an der politischen Bildungsarbeit erhoben worden.

Der Berechtigungsnachweis für diesen Anspruch wurde jedoch in der Diskussion nur allzuoft mit der bloß deklamatorischen Behauptung begründet, was alles die Erdkunde für die allgemeine und politische Bildung zu leisten vermöge. Herbert Louis hat dazu (GR\*) 1962/3, S. 102) treffend gesagt: „... nicht was der Erdkundeunterricht bei guter Durchführung an Schönem ermöglicht oder gestattet, schafft ihm seine Daseinsberechtigung auf der Höheren Schule, sondern auf jenen Anteil an der Grundunterweisung kommt es an, den einerseits nur er allein zu bieten vermag, und der andererseits wirklich unentbehrliche Voraussetzung von Bildung ist.“ Solche, als Themenkataloge vorgetragene, aufzählende Hinweise auf Wirkmöglichkeiten pflegen der Erfahrung nach weder den Bildungstheoretiker noch den konkurrierenden Kollegen aus den Nachbarfächern zu überzeugen. Das vermag allenfalls eine gründliche Methodenbesinnung, eine Untersuchung über die spezifische Arbeitsweise des Geographen zu leisten. Es ist daher ein Versuch nötig, das auf die Initiationen Flitners hinzielende Wesen der geographischen Kategorie herauszuarbeiten,

jene spezifischen Methoden zu zeigen, durch die der Geograph die Wirklichkeit zu fassen versucht, und zu zeigen, was er damit erreicht, wenn er sie erfaßt. Das geschieht am besten, wenn man zunächst den Gegenstand benennt, um den geographisches Denken kreist. Dieser Gegenstand ist die konkrete Landschaft.

Daran haben wir als Geographen immer wieder festzuhalten, und wir können nicht oft genug darauf hinweisen, aber nicht etwa aus engstirnigem Fachegoismus, sondern aus einer höchst pädagogischen Einsicht heraus: jener Einsicht nämlich, daß Bildung ohne Anschauung steril bleibt.

Anschauung aber bietet uns in reichstem Maße die uns umgebende Landschaft, die Landschaft ferner Zonen, ferner Denk- und Kulturkreise, ferner ideologischer Systeme. Wenn der Geograph im Kreise von Historikern und Politikwissenschaftlern oder bei Unterrichtsveranstaltungen das Wort ergreift, dann pflegt sich der Stil der Darbietung und des Zuhörens zu ändern. Die Lichter gehen aus, Karten und Bilder erscheinen an der Tafel. Was bisher nur als Wort, manchmal als leerer Verbalismus vom Podium her ertönte, erhält plötzlich Farbe und Anschauung, wird konkret, plastisch und greifbar. Das geschieht durch das Medium der Landschaft, die das legitime, bisher noch von keiner Nachbardisziplin bestrittene Arbeitsfeld des Geographen ist und bleiben muß, wobei uns allerdings Martin Schwind durch seine Definition der Kulturlandschaft als „objektivierter Geist“<sup>1)</sup> und Wolfgang Hartke durch seinen Hinweis, Landschaft sei „Form gewordener Teilnieder-schlag aller geglückten und mißglückten Spekulationen des Menschen auf der Erde“<sup>2)</sup>, darauf verpflichtet haben, mehr in ihr zu

1) M. Schwind, Kulturlandschaft als objektivierter Geist, Dt. Geogr. Blätter, Bd. 46/H. 1 1951, Bremen.

2) W. Hartke, Die Sozialbrache als Phänomen der geographischen Differenzierung der Landschaft, Erdkunde X, Bonn 1956, S. 268.

\* GR = Geographische Rundschau.

sehen, als so häufig in der erdkundlichen Betrachtung eines Raumes gesehen wird.

Von der Landschaft also gehen wir aus. Ihr physiognomisches Erscheinungsbild ist das Ergebnis eines Zusammenwirkens einer großen Zahl von Faktoren, aufsteigend von der Natur bis zur Tätigkeit der menschlichen Gruppen in ihr. Wir können uns diese Auswirkung der verschiedenen Faktoren in der konkreten Landschaft an einem pädagogisch besonders einleuchtenden Vergleich vergegenwärtigen, bei dem der technische Vorgang des Kartendrucks gewissermaßen als Zeitraffer für die komplizierten landschaftsgestaltenden Vorgänge dienen kann. Man muß dabei den drucktechnischen Prozeß ein wenig vereinfachen, da er ja sozusagen als Sinnbild der Landschaftsentstehung, aber auch gleichzeitig ihrer Analyse, betrachtet werden soll.

### Die Schichtenstruktur des Geographischen

Wenn der Kartograph an die Gestaltung einer Landkarte geht, zerlegt sich für ihn die bunte Vielfalt einer später anzustrebenden Kartendarstellung in viele einzelne Schichten. Die Karte als Abbild der Wirklichkeit wird zunächst in eine Abfolge einzelner Druckplatten aufgelöst, die jeweils nur einen Farbton (sprich Sachverhalt) zur Darstellung bringen, bis nach dem Durchgang eines Kartenblattes durch sämtliche Einzeldruckvorgänge schließlich die gesamte Karte vor uns steht. Beispielsweise bringt eine Reihe abgestufter Farbplatten in Brauntönen die Höhen über dem Meeresspiegel und Gebirgslormen zur Darstellung, erschafft sozusagen vor unseren Augen die rein physisch-morphologische Struktur einer Landschaft. Aber schon liegt immanent in diesem Kartenbild die nächste Schicht angelegt: die Blauplatte nämlich, welche das Gewässernetz zur Darstellung bringt, das in die — niedrigere Land andeutenden — Farbstufen, die Täler also, eingebettet ist.

Schon wenn wir diese beiden Farbplatten (zum ersten Druckvorgang gehören eigentlich mehrere) miteinander zur Deckung bringen, haben wir mehr getan als bloß addiert, haben nicht nur etwa der Morphologie der Bergformen die Hydrographie hinzugefügt. Es besteht ja ein kompliziertes wechselweises Kausalverhältnis zwischen beiden Faktorenschichten, denn die Berge sind nur das, was die Flüsse übriggelassen, noch nicht abgetragen haben, während wiederum jene dem Wasser die Reliefunterschiede anboten, aus denen es seine abtragende Kraft nimmt. Ein Teil der Geographen begnügt sich bereits mit dem Ergeb-

nis der ersten beiden „Druckvorgänge“. Die Naturlandschaft steht als Anschauungsobjekt vor ihren Augen, ihr Interesse erschöpft sich in deren Beschreibung und Strukturanalyse.

Schon an dieser Stelle müssen wir unser sinnbildliches Modellbeispiel kurz verlassen und darauf hinweisen, daß der Standpunkt, in der Vereinigung der ersten beiden „Druckplatten“ erschöpfe sich der Beitrag der Erdkunde zur Bildung und namentlich zur Politischen Weltkunde, von manchen Bildungstheoretikern und auch von vielen Historikern vertreten wird. Das ist zum Teil ein Generationsproblem, denn viele der heute im Bildungswesen Entscheidenden haben in ihrer Jugend vorwiegend Physische Geographie als Erdkunde kennengelernt. Sie fühlen sich daher durchaus im Recht, wenn sie den großen „Rest“ zur Erklärung der Welt anderen Fächern, vor allem ihrem eigenen Fach vorbehalten wollen. Verhängnisvoll für die Erdkunde wird es, wenn diese älteren, einflußreichen Bildungstheoretiker und Bildungspolitiker, welche die Geographie in ihrem Bildungswert so unterschätzen<sup>3)</sup> — weil sie ihre eigene frühe Begegnung mit einer längst fossilen Erdkunde pauschal auch auf die heutige Geographie übertragen —, dabei noch Eideshelfer unter den Geographen selber finden. Das geschieht durchaus unfreiwillig überall dort, wo „geographische Systembedenken“ (W. Czajka)<sup>4)</sup> ein „Kerngebiet“ abgrenzen wollen, demgegenüber alles andere „Randgebiet“ zu sein habe. Beim Gang des wissenschaftsgeschichtlichen Fortschritts kann es aber durchaus zu „Kernspaltungen“ kommen. Kein Ordinarius für Physik, der in seiner Fakultät die Mechanik vertritt, würde es wagen, die machtvoll aufkommende Atomphysik als Scharlatanerie und „Randgebiet“ zu bezeichnen. In der Geographie geschieht Vergleichbares überall dort, wo aus Selbstgenügsamkeit behauptet wird, ein bestimmtes Problem sei „... nicht mehr Geographie“.

Wir wollen uns nach diesem Exkurs vergegenwärtigen, wie karg unser Kartenbild nach dem Durchgang durch „Braun-“ und „Blauplatte“ eben noch aussah. Es enthielt nur Höhenstufen und das Gewässernetz. Inzwischen hat der Drucker die nächste Platte bereitgestellt: schwarze Punkte zeigen die Siedlungs-

3) R. Völkel, „Erdkunde heute“, Frankfurt 1961, untersucht unter der Überschrift „Die Erdkunde als Testfall“ die Haltung namhafter Bildungstheoretiker zu unserem Fach.

4) W. Czajka, Die Wissenschaftlichkeit der Politischen Geographie, Geogr. Taschenbuch 1960/61, S. 477



formen auf, Städte und Dörfer erscheinen im Kartenbild. Gleichzeitig beginnt die bisher „stumme Karte“ zu sprechen. Schriftzüge der Schwarzplatte fügen der Braun- und Blauplatte die Namen der bereits dargestellten Berge und Flüsse ein, die unbenannten Dinge der Natur erhalten ihre Bezeichnung und Bewertung, der Mensch hat Einzug in unsere Landschaftsdarstellung genommen. Aber wiederum hat diese neue Druckplatte für den, der Karten lesen kann, nicht bloß neue Fakten addiert (einer der Hauptvorwürfe gegen die Erdkunde besagt, sie lehre nur „Fakten“). Es besteht ja eine Bezogenheit der Siedlungen auf die natürlichen Verhältnisse. Die Siedlungsgeographie, die stark historisch bestimmt ist, versucht die Motivationen und Kausalitäten zu entschlüsseln, darauf hinzuweisen, wie Flußübergang oder Paß, Küsten- oder Vorgebirgslage die Gründungen der Menschen an diesem und keinem anderen Raum bewirkt, wenn auch nicht gerade erzwungen haben. Auch für die Größe der Siedlungen hält sie einige, längst noch nicht alle Erklärungsfaktoren bereit. Und auch an der so entstandenen Karte scheiden sich wieder die Geister. Einige begnügen sich mit dem Dargestellten, einige warten darauf, daß der Drucker neue Platten hinzufügt, beispielsweise eine Rotplatte.

Auf ihr werden meist die Staats- und Landesgrenzen zur Darstellung gebracht. Wie verlaufen sie, wer hat sie so verlaufen lassen? Man könnte eine ganze Geographie der Grenzen entwickeln, die keineswegs bloß politisch-historische Geographie zu bleiben brauchte. Denn wiederum hat diese neue Druckplatte nicht bloß neue Fakten hinzugefügt, wiederum wird eine Fülle von Wechselbeziehungen — jetzt schon recht problemgeladenen — spürbar. Zum Beispiel folgt unsere rote Linie auf längerer Strecke der blauen Linie eines Flusses oder der Wasserscheide eines Kammgebirges. Wir haben also eine angeblich „natürliche Grenze“ vor uns und wissen, welche fast fetischhafte Bindung für einzelne, namentlich romanische Völker, in diesen, zur Ideologie gewordenen „natürlichen“ Grenzen liegt, für den Franzosen etwa in der Rheingrenze, für den Italiener in der Brennerlinie. Sind „natürliche“ Grenzen überhaupt natürlich, fragen wir uns sogleich. Von welcher Größe trennt ein Fluß Landschaften voneinander, bis zu welcher verbindet er hingegen die Ufer zur „Talschaft“? Läßt sich dieser Schwellenwert überhaupt in Metern messen? Warum betont man in Ländern mit reicher historischer

Vergangenheit gerade die doch recht primitiven Linien der geistlosen Natur, während man in manchen geschichtsrärmeren Räumen gerade die Natur gänzlich außer acht läßt und einfach der Willkür des Gradnetzes folgt, wie in den USA und in Kanada? Und was ergibt sich, wenn man aus Gedankenlosigkeit oder barbarischem Regressionstrieb die lapidare Eindeutigkeit des Gradnetzes oder der geschichtslosen Natur als Maßstab nimmt für affektbetonte Grenzziehungen und Demarkationslinien wie die des 38. Breitengrades in Korea oder der Oder-Neiße-Linie? Wo politische, historisierende oder ideologische Residuen das geographische Denken überspielen, entstehen häufig Grenzen der Unvernunft als künftige Krisenherde. Da hat man nicht gedacht und analysiert, sondern irgendwo am Schreibtisch eine Linie gezogen. Der Engländer Sir Thomas Holdich hat das mit dem Hinweis kommentiert: „Unendlich groß sind die Kosten geographischer Unwissenheit.“

Mit solchen Überlegungen ist aber die Bedeutung der grenzentragenden Rotplatte unseres Druckvorgangs noch längst nicht erschöpft. Auch jenseits der politisch-historischen Funktion von Grenzen ist ihre geographische wichtig. Die Lage der Siedlungen in Beziehung zur wie auch immer gezogenen Grenze ist bedeutsam. Randlage oder Mittelpunktlage von Städten, namentlich von Hauptstädten, zum zugehörigen Gebiet ist von größtem Einfluß. Es genügt vielleicht unter Aussparung alles Wirtschaftsgeographischen der einfache Hinweis, daß die beiden deutschsprachigen Hauptstädte Berlin und Wien, die einst zentralgelegene Mittelpunkte dynastisch zusammengehaltener Mehrvölkerstaaten waren, heute auf der äußersten Peripherie ihrer nachfolgenden Nationalstaaten liegen<sup>5)</sup>. Daß Mittelpunktlage einer Hauptstadt innerhalb der Grenzen eines Landes ebenfalls einer ideologischen Fetischisierung unterliegen kann, zeigt der Wechsel Moskau — Petersburg — Moskau, Konstantinopel — Ankara, Kioto — Tokio — oder Rio de Janeiro — Brasília, wobei diese Schwerpunktverlagerungen häufig gleichzeitig einen Exodus aus den Fesseln einer Tradition und Aufbruch ins Neuland bedeuten und symbolhaft Veränderungen im gesamten Staatsgefüge und Gesellschaftsaufbau signalisieren.

Unsere Karte hat inzwischen in vier „Druckprozessen“ eine gewisse Aussagekraft erreicht.

5) Vgl. Geipel, Erdkunde, Sozialgeographie, Sozialkunde, Frankfurt 1960, S. 92 f.

Physische Geographie, Siedlungsgeographie und Politische Geographie haben ihr Wort gesprochen und ihre Arbeitsergebnisse zur Darstellung gebracht. Nicht dargestellte geologisch-bodenkundlich-klimatische Faktoren haben das Substrat für landwirtschaftliche Nutzungstechniken — Bodenschätze, Energiequellen und Verkehrsträger das Substrat für industriellen Landesausbau geschaffen. Zwar hat schon die Schwarzplatte der Siedlungsstruktur die Reflexe dieser Faktorenketten widergespiegelt, aber erst die nächste, bereits recht komplizierte Druckplatte der bunten wirtschaftsgeographischen Signaturen vermag die Fülle des jetzt zur Darstellung Gelangenden aufzunehmen. Wir sind jetzt schon am Rande des graphisch noch auf einer Karte Darstellbaren angelangt und müssen auf die Sonder- und Spezialkarten ausweichen. Sie zeigen uns das Verbreitungsgebiet klimatischer Faktoren, aber auch von Sprachen und Konfessionen, von bäuerlichen Erbsitten und Nutzungssystemen, von Haus-, Siedlungs- und Flurformen, von Verkehrslinienführung, Vegetation und Bodengüte, von soziologischem Status und Steuererwerb, von Wohndichte und Pendelwanderung. Wir können eine Kartierung der Wahlergebnisse vornehmen oder sogar „cleverness“-Gebiete<sup>6)</sup> ausscheiden, in denen sich die angebotene Preisbindung für Markenartikel deshalb nicht halten läßt, weil der geschäftstüchtige, „clevere“ Kunde enorme Rabatte verlangt (solche Gebiete sollen z. B. im Ruhrgebiet, um Hamburg und im Rhein-Mainischen Raum vorliegen, dagegen angeblich nicht um Stuttgart oder im Bayerischen Wald).

Alle so kartierbaren Tatbestände, die irgendwelche wahrnehmbaren Veränderungen und Einflüsse auf das Landschaftsbild zur Folge haben, müssen Forschungsgegenstand der Geographie sein.

An dieser Stelle müssen wir die Analogie vom Kartendruck abbrechen und in Frage stellen. Denn zweifellos wird sich der Protest erhoben haben, die Darstellung der Verbreitung von Baustilen, Erbsitten, Konfessionen, Wahlergebnissen, Zeitungen, Krankheiten, Steuererwerb oder Mentalitäten wie der eben zitierten „cleverness“ sei nicht mehr Aufgabe des Geographen, sondern legitimes Arbeitsgebiet des Architekten, Juristen, Theologen, Historikers, Arztes, Politologen, Soziologen oder Volkswirts, die das alles viel besser verstünden. Wir können diesem Protest völlig zustimmen und gerade das letzte Argument unterstreichen.

6) Nach Angabe der Zeitschrift DM.

Der Geograph wird also nicht das religiöse System des Hinduismus behandeln können. Das wäre „geographischer Imperialismus“, wie ihn W. Kampmann mit Recht geißelt hat<sup>7)</sup>. Er wird lediglich zeigen können, welche Elemente von Landesnatur, Klima, Vegetation oder Ernährungssystem den Hinduismus beeinflusst haben könnten (und zwar niemals kurzschlüssig deterministisch und monokausal) und wie das religiöse System im Bereich seiner Verbreitung nun seinerseits in der Landschaft konkreten Ausdruck findet. Ersetzen kann der Geograph die genannten Fachwissenschaftler also nicht. Es läßt sich aber dann die weiterführende Frage stellen, ob die eben genannten Fachwissenschaftler trotz oder gerade wegen ihrer Autorität auf ihrem Fachgebiet imstande sind, über dessen Grenzen hinauszublicken und die sich im Räumlichen anbahnenden Korrelationen zu anderen Sachbereichen herzustellen. Man müßte deshalb das erste Denkmodell vom Kartendruckverfahren ergänzen und erweitern durch ein zweites, nämlich den Hinweis auf eine andere geographische Darstellungstechnik, die des Deckblattverfahrens.

#### Die Transparenz der Einzelfaktoren

Sind zur graphischen Fixierung eines Problems nur wenige Kartenelemente erforderlich, dann faßt sie der Kartograph in einer — aus dem Buch herausnehmbaren — transparenten Deckpause zusammen, die je nach Erfordernis beim entsprechenden Hinweis im Text auf die Grundkarte aufgelegt werden kann und dann durch dieses Einzelproblem die eminent wichtige Grundtatsache der Lage im Raum gewissermaßen durchschimmern läßt. Man könnte für jede Landschaft je nach Problemfülle eine fast beliebige Zahl solcher Einzeldarstellungen erarbeiten. Einige wurden bereits erwähnt. Jeder Deckpause entspricht gewissermaßen eine Einzelwissenschaft. Der Geologe hat die Verbreitung von Gesteinen, der Bodenkundler von Böden, der Archäologe von Funden, der Volkskundler von Trachten, der Architekt von Hausformen, der Germanist von Dialekten, der Agronom von Feldsystemen, der Historiker von mittelalterlichen Territorien festgestellt, der Politologe Wahlergebnisse, der Soziologe Berufsgruppen, der Ökonom Einkommensverhältnisse ermittelt. Jeder von ihnen legt seine Deckpause, wenn er überhaupt ein Gefühl für die räumliche Dimension

7) Wanda Kampmann, Was ist gemeint? Überlegungen zur Oberstufenreform, GWU Heft 6/1962, S. 361.

hat und kartiert und sich nicht nur, wie es meist geschieht, mit einer Tabelle oder der bloßen Erwähnung des Tatbestandes begnügt, allenfalls auf die topographische Grundkarte der banalen Briefträgergeographie, von der ebenfalls einige Bildungstheoretiker meinen, daß sich die Erdkunde in ihr erschöpfe.

Was die bloße Umsetzung einer Tabelle in die Zweidimensionalität einer Karte bewirken kann, läßt sich an einer kleinen Anekdote verdeutlichen, die vor einigen Jahren durch die Presse ging. Ein Heimatvertriebener aus dem Sudetenland, so las man damals, habe ein Ortsnamenverzeichnis von 1938 gerettet. Er vergleicht es mit dem zuletzt publizierten der deutigen ČSSR. Dabei fällt ihm auf, daß einige Ortsnamen weder in der deutschen Fassung noch in einer tschechischen Neubenennung zu finden sind. Er begnügt sich nun nicht mit dem Hinweis, daß, angenommen, 6,5 Prozent der Orte „fehlen“. Er sucht vielmehr die nicht mehr genannten Orte auf einer Karte und kreuzt sie an. Zu seiner Verwunderung verbinden sich die angekreuzten Gemeinden zu geschlossenen Gebieten, sie sind keineswegs etwa als „ausgelaufene Ortschaften“ dispers über die ursprünglich deutschen Siedlungsräume verteilt. Auch die Ortsgrößen spielen keine Rolle. Vier konzentrierte Gebiete, in denen sich die Fehlanzeigen zur Fläche verbinden, schälen sich allmählich aus der Karte heraus, von denen sich annehmen läßt, daß sie militärische Raketen- und Flugstützpunkte beherbergen und „off-limits“ sind. Die bloße Umsetzung einer statistisch-tabellarischen Datensammlung ins Räumliche hat ein Problem und gleichzeitig seine wahrscheinliche Lösung bewirkt. Diese räumliche Sichtweite ist ein Prinzip des Denkens, das der politischen Erziehungsarbeit nicht verlorengelassen darf, selbst wenn die Erdkunde als Fach je aus der Oberstufe der Höheren Schule verschwinden sollte.

Die räumliche Kategorie seines Denkens verpflichtet den Geographen, auch Arbeitsergebnisse scheinbar weit entfernt arbeitender Fächer zur Kenntnis zu nehmen, soweit deren Probleme an der Erfülltheit eines Raumes beteiligt sind, kurz: an der Landschaft mitgestalten. Die Interdependenzen räumlicher Art aufzuzeigen, die innerhalb seines Fachproblems kausalgenetisch nach rückwärts weisen, sozusagen in die Vergangenheit hinein, wird sich der vorhin erwähnte Einzelwissenschaftler allenfalls noch bemüht fühlen, so vielleicht jene von Territorialeinheit und Konfessionsverbreitung, von Baumaterial und Bau-

stil, von frühgeschichtlicher Fundstelle und Bodenart. Dann aber erlischt sein Interesse. Er projiziert, um in unserem Denkmodell zu bleiben, sein transparentes Deckblatt kaum in die Zukunft und meist auch nicht auf die anderen Deckblätter. Halten wir aber in einer sozusagen permanenten Korrelation alle Deckblätter in immer neuen Kombinationen gegen das Licht, so werden wir eine verblüffende Vielfalt von sich deckenden, überschneidenden oder ausschließenden Phänomenen feststellen, z. B. von Gewässernetz und Krankheitsverbreitung (Geomeditin), Konfession und Gewerbesteueraufkommen (worauf bereits Max Weber hinwies), historischer Territorialeinheit und Zeitungsverbreitung, Einkommensverhältnissen und Wahlergebnissen, um nur die plausibelsten zu nennen, die wir wie beim Hollerithverfahren auch anders kombinieren können. Legen wir sämtliche möglichen transparenten Deckpausen gleichzeitig übereinander — so scheint das Licht nicht mehr hindurch. (So geht es uns immer mit der Wirklichkeit, der Wahrheit, von der wir immer nur einen Zipfel erhaschen!) Hier endet die Analyse, überhaupt die Wissenschaft. Vielleicht daß ein Künstler diese Totalität bewältigen kann. Legen wir aber in immer neuer Variation einige Deckpausen übereinander, so werden wir zunächst wahrscheinlich eine Menge von Fehlleistungen und kurzschlüssigen Aussagen in die Diskussion bringen, dann aber allmählich vorsichtiger und selbstkritischer werden. Die Dogmen zerrinnen uns unter den Händen, die Tabus werden greifbar. Der „Raumzwang“ der Geopolitiker, das Rassenvorurteil der Vitalisten, der Persönlichkeitsfetischismus mancher Historiker, der Fatalismus mancher Politiker werden fadenscheinig. Eine Korrelation, die für die eine Landschaft gilt, braucht sich in der Nachbarlandschaft nicht zu bewähren, und schon ist wieder ein scheinbares „Gesetz“ als Konvention, als Stereotyp erkannt. Wer alle möglichen Korrelationen in immer neuer Variation durchprüfen könnte, würde als bildendes Erlebnis einen heilsamen Schreck vor der Monokausalität erfahren haben, mit der so viele Einzelwissenschaften (auch Geographen, die es besser wissen sollten) ans Werk gehen. Es wird darin etwas von der Einheit der Welt spürbar, davon, daß die Wirklichkeit ungefährert ist, obwohl sie nur mit den wissenschaftlichen Methoden der Einzelfächer angegangen werden kann, daß sie dem Edelstein aus der Parabel gleicht, von dem jeder nur eine bestimmte Schlifffläche funkeln sieht, sie für die einzige hält, obwohl sie alle zusammen erst den Stein ergeben.

Im Augenblicksbild einer konkreten Landschaft konvergieren tiefgestaffelt die von den Einzelwissenschaften aufgedeckten Faktenzusammenhänge. Die Geographie wird nicht allen von ihnen nachgehen können, auch dann nicht, wenn sie ihr Fach in noch so viele „Spezialgeographien“ aufspaltet, von der Morphologie, Klimatologie, Ökologie, Vegetations-, Siedlungs- bis hin zur Wirtschafts-, Verkehrs-, Religions-, Agrar-, Sozialgeographie und wie sie alle heißen mögen.

Sie hat aber die Aufgabe der Synopsis, der Korrelation, der kombinatorischen Zusammenschau. Das legitime Objekt ihrer Forschung, die Landschaft, zwingt sie dazu, denn in ihr ist alles enthalten. Das ist das Verhängnis der Geographie, weil ihr Stoff uferlos wird, selbst wenn sie sich „nur“ an diese Landschaft bindet. Das ist aber auch ihre große pädagogische Chance, sozusagen im dinglichen Bereich der unmittelbaren Konkretisierung als eine „umfassende Erfahrungswissenschaft“<sup>8)</sup>, wie sie Hettner genannt hat, etwas Ähnliches zu leisten, wie die Philosophie am anderen Ende unseres Denkvermögens. Der Franzose Henri Baulig<sup>9)</sup> hat diese Art des Geographen, in korrelativer Synopsis zu sehen, als seine ei-

gentliche Leistung, als *«manière d'envisager les choses»*, als *«mode de pensée»* und *«catégorie nouvelle de l'intelligence»* bezeichnet. Sie ist als Erkenntnisprozeß und Methode, mehr als es je ein „Fach“ könnte, konstitutiv für die Politische Weltkunde oder „Gemeinschaftskunde“ für die Oberstufe. Themenkataloge, in denen im dinglichen Bereich die Arbeitsmöglichkeiten der Erdkunde nachgewiesen werden, sind sicher sehr wichtig und wertvoll. Es kommt aber auch darauf an, die spezifischen Erkenntnismethoden der Erdkunde und deren Bedeutung für die Politische Bildung aufzuzeigen und fruchtbar zu machen. Die eben geschilderte Art des Geographen, die Dinge zu sehen und die Interdependenzen aufzuweisen, kommt dem neuen Bildungsprinzip einer überfachlichen Politischen Weltkunde besonders entgegen und ist zur Erklärung einer großen Zahl von Erscheinungen die gemäße Methode. Die Stellung der Geographie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, für viele Geographengenerationen ein echtes Dilemma, könnte sich dabei als ihre größte Chance herausstellen, wenn sie von den für das Bildungswesen Verantwortlichen erkannt und genutzt wird.

## Das Beispiel Kasachstan

Diese Ausführungen über die Arbeitsweise des Geographen, wie sie zuerst bei der von der Bundeszentrale für politische Bildung in Zusammenarbeit mit der Ständigen Konferenz der Kultusminister vom 13. bis 18. August 1962 in der Akademie für Politische Bildung in Tutzing veranstalteten Arbeitstagung vorgetragen und im Heft 12 der „Geographischen Rundschau“ 1962 veröffentlicht wurden, sollen nun an einem Beispiel belegt werden: dem der Neulandgewinnung in Kasachstan, einer der größten Unternehmungen der Chruschtschow-Ära. Die Schwierigkeiten bei dieser Aktion waren einer der Gründe für die sensationsumwitterten Getreideimporte der Sowjetunion und einer zeitweisen Milderung des „Kalten Krieges“ im Herbst 1963. Doch wollen sich unsere Ausführungen nicht am bloß Aktuellen orientieren, sondern — vom Klimatologisch-Bodenkundlichen über das Ackerbautechnische bis zum

Historischen, Völkerkundlichen, Ideologischen und Anthropologischen aufsteigend — Zusammenhänge aufzeigen, die hinter dem vielschichtigen Thema „Kasachstan“ zu suchen sind.

Die Ausführungen folgen dabei dem Referat, wie es auf der Arbeitstagung der Bundeszentrale für politische Bildung vom 14. bis 19. Oktober 1963 in Freudenstadt als Fortsetzung der Gespräche von Tutzing 1959, Bad Nenndorf 1961 und der schon erwähnten Tagung in Tutzing 1962 gehalten wurde. Die Bundeszentrale hatte die Freundlichkeit, die beim Referat verwendeten 6 Karten aus ihren „Informationen zur politischen Bildung“, Folgen 54/55 und 78/79, in vereinfachter Form nochmals zum Abdruck zu bringen, um eine Interpretation im Sinne der Ausführungen des ersten Teils zu ermöglichen. Es sind dies die Karten über die Böden, die Bevölkerungsverteilung, die Verkehrslinienführung, die Nationalitäten der Sowjetvölker, die Landnutzungssysteme und Anbaufrüchte und schließlich die territoriale Expansion Rußlands im 16. Jahrhundert, alles Faktoren, die auf den ersten Blick nicht unbedingt miteinander zu tun zu haben scheinen, die aber —

8) Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert, Geogr. Zs., 1898.

9) La géographie est-elle une science? Ann. d. Géographie 1948, S. 1—11

gleichzeitig übereinander projiziert — einen Einblick in einen kulturgeographischen Prozeß gewähren und — sich gegenseitig beleuchtend — ihre Begründung und Sinngebung erfahren.

Der Verfasser beschränkt sich darauf, seinen Ausführungen nur diese allgemein verfügbaren Karten zugrunde zu legen. Der Landwirtschaftsatlas der Sowjetunion bringt bessere, so z. B. eine Karte über die Landwirtschaft Kasachstans mit den Ergebnissen der Neulandaktion. Die sechs abgedruckten Karten sollen überdies nur eine erste Orientierung ermöglichen. Sie sollen vor allem keine Kausalitäten nahelegen, die dann nur allzuleicht auf vordergründige, d. h. geopolitisch-kurzschlüssige Weise gesehen würden. Sie sollen lediglich zeigen, daß sich eine vergleichbare Raumorganisation in den ersten vier angesprochenen Sachbereichen ergibt.

Bei Bevölkerungsdichte, Völkern und Verkehr zeigt sich eine starke Füllung des westlich des Urals gelegenen Raumes mit Signaturen. Hier ist die Bevölkerungsdichte am größten, die Verkehrslinienführung am engsten, die flächenmäßige Verbreitung der slawischen Völker am weitesten nach dem Norden und dem Süden ausgedehnt, wo sie am Meer und im Hochgebirge des Kaukasus Grenzen finden. Östlich der mehr oder weniger scharf ausgeprägten Zäsur des Uralraumes wird dies anders. Die Gebiete größerer Bevölkerungsdichte und konzentrierten Russentums gleichen einem Keil, der sich zwischen den dünner besiedelten Gebieten nördlich des 60. und südlich des 50. Breitenkreises erstreckt. Er trennt bereits westlich des Urals die Wohngebiete der finnischen und mongolischen Völker mit früher meist schweifender Lebensweise und einfachen, schamanistischen Naturreligionen im Norden<sup>10)</sup> von denen der turktatarisch-mongolischen Steppen- und Oasenvölker im Süden, die vom Kulturkreis des Islam erfaßt wurden und schon früh Hochkulturen geschaffen hatten, wie jene der Oasen von Buchara, Chiwa und Samarkand, wo die orientalische Märchenwelt von 1001 Nacht angesiedelt ist. Schon früh haben die Russen den Widerstreit dieser Kultur- und Lebensformen, wie er 1564 im Kampf des sibirischen Heidenzaren des Waldes Etiger gegen den mohammedanischen Steppen Khan Kutschum zum Ausdruck kommt, für ihre Zwecke genutzt. (Hier öffnet sich unser Thema in Rich-

tung der Völkerkunde als einer der Geographie verwandten Wissenschaft.)

Somit erscheint im europäischen Rußland der Raum zwischen 50. und 60. Breitengrad als das eigentliche Kerngebiet des russischen Volkes, in dem nördlich des Völkerkorridors der Steppe das „Sammeln der russischen Erde“ vor sich geht. Sein Wachsen zur heutigen Größe und aus dem Waldland in die Steppe läßt sich aus den geschichtlichen Kartendarstellungen der „Informationen“ der Bundeszentrale sehr schön entnehmen. Sein fast genauer geometrischer Mittelpunkt ist Moskau, das sich — bedingt durch die Landgewinne im Gefolge des zweiten Weltkriegs — neuerdings auch fast in der genauen Mitte zwischen dem 20. und 60. Längengrad befindet, welcher auf dem Ural verläuft. Östlich des Urals aber wird der Siedlungskeil immer schmaler, er verläuft sich auf der Karte der Bevölkerungsverteilung als schmales Siedlungsband nach Osten hin. Leitlinie dieses Bandes ist die mehr als 8000 km lange Transsibirische Eisenbahn, Herkunftsgebiet der Siedler ist der europäische Teil Rußlands und die hier angestaute Not und Kolonisationsbereitschaft des russischen Volkes, das schon seit alters her auf den Spuren pelzjagender Abenteurer und Kosaken, der Enge der Leibeigenschaft entfliehend und auf der Suche nach anbauwürdigem und freiem Ackerland, sich rund 8000 km von seiner Ausgangsbasis entfernte<sup>11)</sup>. Juri Semjonow<sup>12)</sup> hat das Abenteuer dieser Raumüberwindung meisterhaft geschildert. Dieser Landnahmeprozess zeigte die Kosaken nicht als Steppenreiter, wie sie die landläufige Vorstellung schildert, sondern als floß- und bootfahrende Süßwasserwikingier, die den russischen und später den sibirischen Stromsystemen mit ihren meist niedrigen und die Oberläufe nahe zusammenführenden Wasserscheiden folgten, diese an Schleppstellen (woloki) überwindend. Den Kosaken folgten landhungrige, Freiheit suchende Bauern, den Bauern die drückende, Leibeigene sammelnde Obrigkeit, vor der sich nur jener retten konnte, der wiederum ins Unbekannte aufbrach.

### Wieviel Erde braucht der Mensch?



Man könnte sich damit begnügen, den Prozeß des Vortreibens der Pioniergrenze und der Neulandgewinnung als einen bloßen, statistisch überprüfbaren raum-zeitlichen Akt zielgerich-



11) Vgl. G. Stökl, Entstehung und Entwicklung des Sowjetimperiums, in: Sowjetstudien, Nr. 8, Feb. 1960, S. 5—18.

12) Sibirien, Eroberung und Erschließung der wirtschaftlichen Schatzkammer des Ostens, Berlin 1954.

10) Vgl. Hans Findeisen, Völker und Kulturen Nordasiens, und Willy Schulz-Weidner, Der Schamanismus in Sibirien, beide Geogr. Rs. 1957/4.

- Städte über 1 Mill. Einwohner
- Städte mit 500 000 bis 1 Mill. Einwohner
- Städte unter 500 000 Einwohner

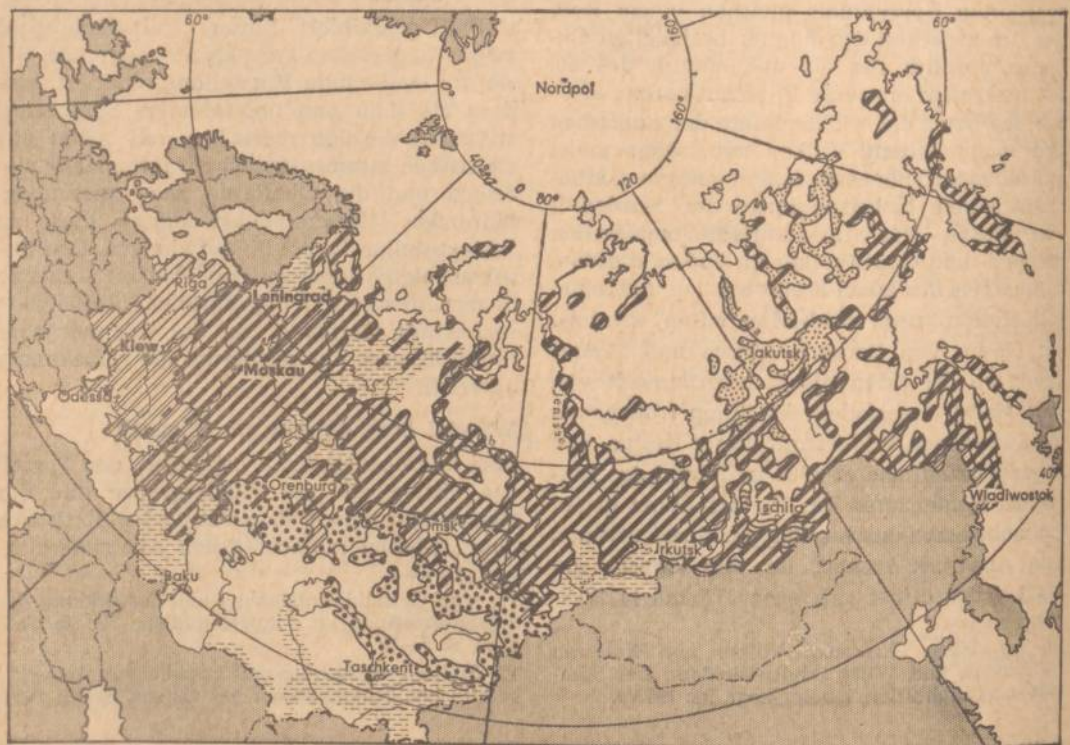
-  mehr als 50 Einwohner auf 1 km<sup>2</sup>
-  10–50 Einwohner auf 1 km<sup>2</sup>

-  1–10 Einwohner auf 1 km<sup>2</sup>
-  weniger als 1 Einwohner auf 1 km<sup>2</sup>



**Völker der Sowjetunion**

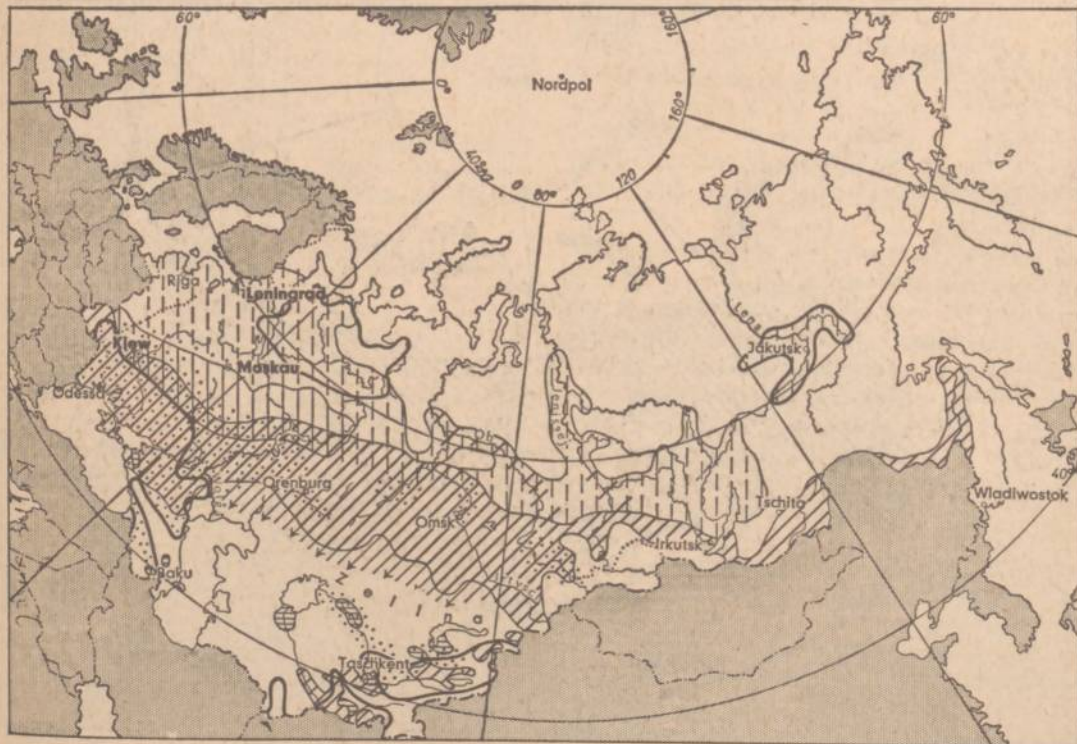
-  Russen
-  Weißruthenen, Esten, Letten, Litauer
-  Kasachen
-  Andere Völker
-  Ukrainer
-  Jakuten
-  Burjat-Mongolen





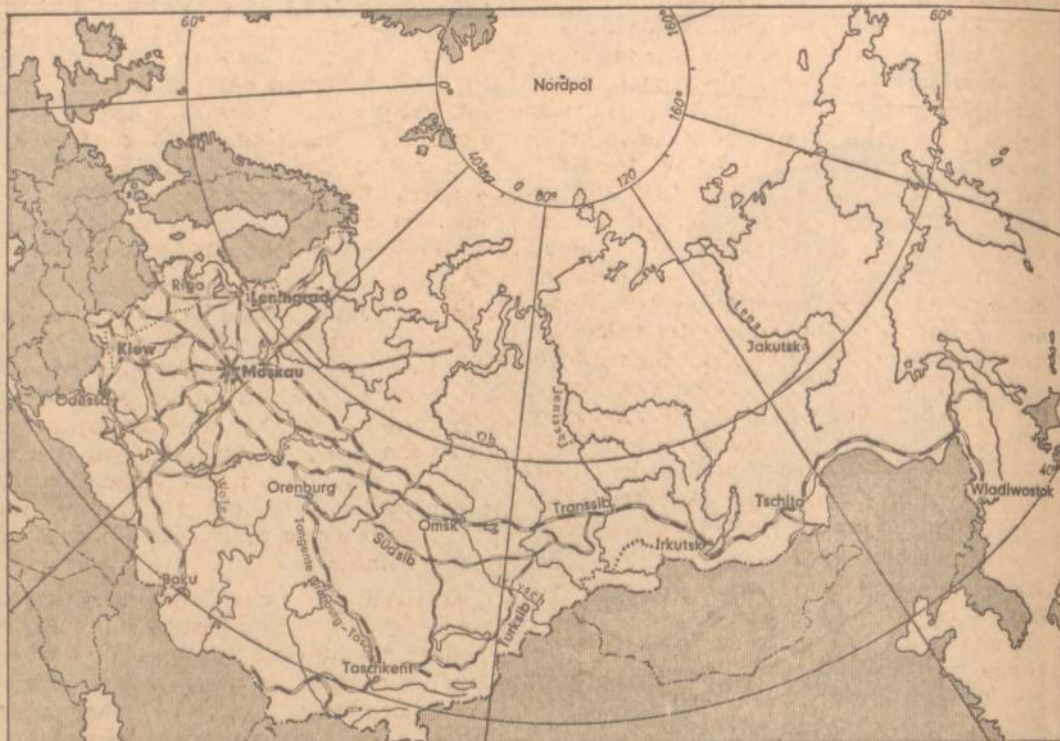
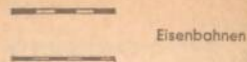
**Landwirtschaft**

- Städte über 1 Mill. Einwohner
- Städte mit 500 000 bis 1 Mill. Einwohner
- Städte unter 500 000 Einwohner



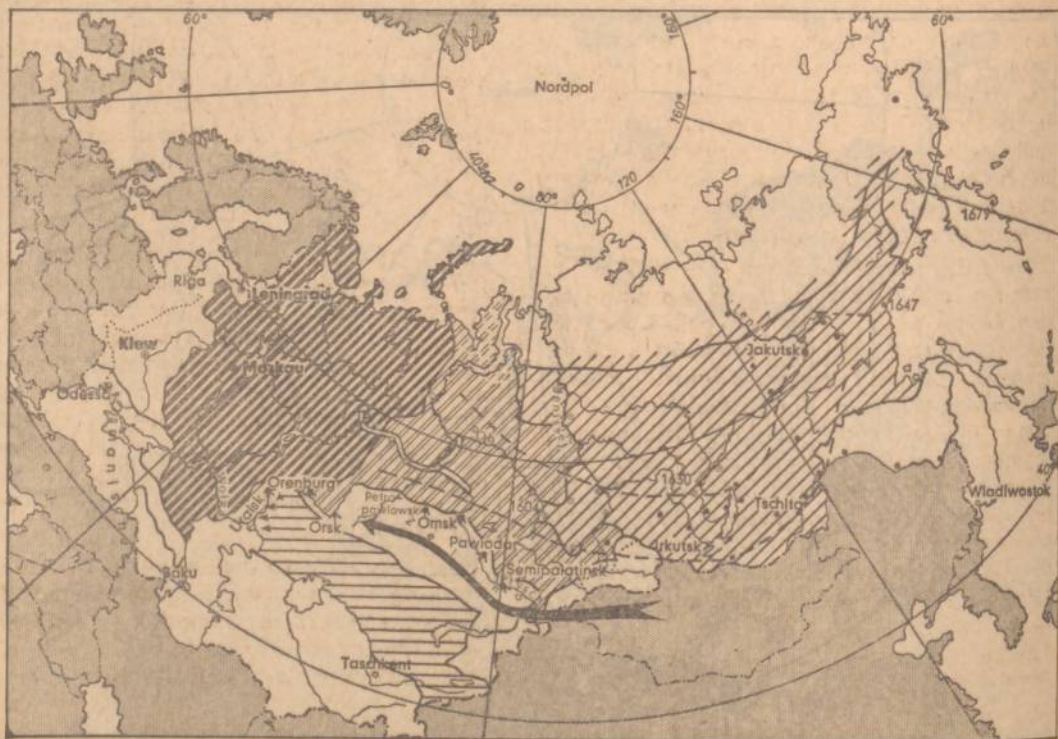
# Eisenbahnen

- ⊙ Städte über 1 Mill. Einwohner
- ◉ Städte mit 500 000 bis 1 Mill. Einwohner
- Städte unter 500 000 Einwohner



## Die russische Expansionspolitik

- |  |                             |  |                                     |  |   |  |                              |
|--|-----------------------------|--|-------------------------------------|--|---|--|------------------------------|
|  | Russischer Besitz um 1534   |  | Bis 1650 von Kosaken erfaßter Raum  |  | Hauptstäbrichtung   |  | Gegenströme aus der Mongolei |
|  | Besitzerweiterung 1552—1618 |  | Jermaks Feldzug gegen Sibir 1578—82 |  | Gründung von Oströgen<br>1587—1600 1601—1640<br>1641—1660 |  | Kasachen<br>Kirgisen         |





teter Kraftentfaltung zu werten. Wer dahinter einen literarischen „Mythos“ aufspüren, wer auch die Sprache des russischen Volkes vernennen und seinen Regungen angesichts dieses ins schier Unendliche vorgetragenen Abenteuers nachgehen möchte, muß sich von der tiefen und reichen russischen Literatur helfen lassen. „Wieviel Erde braucht der Mensch?“, hat Leo Tolstoj in seiner um 1885 entstandenen Erzählung vom landhungrigen Bauern Pachom gefragt (Assoziation zu pachatj = ackern, pflügen). Er läßt ihn — ähnlich wie die amerikanischen Squatter in die Prärien der Indianer — in die Steppen der mohammedanischen Baschkiren im Vorland des südlichen Ural aufbrechen. Noch geht es also, zu zaristischer Zeit, um ein bloßes Vorgeplänkel im Lande der Nachbarn der Kasachen, denen wir uns später zuwenden wollen. Ein Kaufmann — mephistophelischer Verführer — berät Pachom bei seinem Vorhaben<sup>13)</sup>:

„... Das Land dort kannst Du nicht in einem Jahr umfahren. Und dumm ist das Volk wie Hammel. Fast umsonst kann man es haben . . . Am siebenten Tag erreichten sie ein Baschkirenlager. Alles war so, wie der Kaufmann gesagt. Sie lebten in der Steppe, an einem Flübchen, in Filzzelten. Sie selber pflügten nicht und aßen kein Brot. In der Steppe aber weidete ihr Vieh und die Pferdeherden. Hinter den Zelten waren die Fohlen angehalfert, und zweimal am Tag trieb man die Muttertiere zu ihnen; sie melkten die Stutenmilch und bereiteten Kумыß daraus. Die Weiber rührten den Kумыß und machten Käse, während die Männer nichts weiter kannten wie Kумыß und Tee trinken, Hammelfleisch essen und auf ihren Flöten spielen. Gut genährt und vergnügt waren sie alle, und den ganzen Sommer brachten sie müßig zu. Es war ein vollkommen ungebildetes Volk, das nicht Russisch verstand, aber gar freundliche Menschen . . .“

„Sowie die Baschkiren Pachom erblickten, kamen sie aus den Zelten hervor und umringten den Gast. Es fand sich auch ein Dolmetsch. Pachom sagte ihm, daß er wegen Land gekommen sei. Die Baschkiren freuten sich, nahmen Pachom mit, führten ihn in ein schönes Zelt, ließen ihn auf den Teppichen Platz nehmen, legten ihm weiche Kissen unter, setzten sich ringsum und bewirteten ihn dann mit Tee und Kумыß. Sie schlachteten einen Hammel und gaben ihm zu essen. Darauf holte Pachom die Geschenke aus seinem Wagen und verteilte sie an die Baschkiren. Er beschenkte sie

mit all den Sachen und überreichte ihnen den Tee. Die Baschkiren freuten sich. Sie schwatzten in einem fort schnell durcheinander, dann hießen sie den Dolmetsch reden: „Sie lassen dir sagen“, begann der Dolmetsch, „daß sie dich liebgewonnen haben und daß es bei uns Brauch ist, dem Gaste jedwede Freude zu machen und Geschenke mit Gegengaben zu erwidern. Du hast uns beschenkt, sage uns nun, was dir von unserem Gut gefällt, damit wir dir auch etwas schenken können.“

„Am meisten“, sprach Pachom, „hat mir bei euch das Land gefallen. Bei uns ist das Land knapp, und der Boden ist auch erschöpft, ihr aber habt soviel Land, und euer Boden ist gut. Noch nie hab' ich solchen gesehen.“ . . . „Ich habe gehört, bei euch sei neulich ein Kaufmann gewesen. Ihr habt ihm ebenfalls Land abgegeben und ihm einen Kaufbrief ausgestellt; macht's doch mit mir genauso“ . . . „Und welchen Preis wollt ihr nehmen?“, fragte Pachom.

„Wir haben nur einen Preis: tausend Rubel für den Tag.“ Pachom verstand nicht: „Was ist denn das für ein Maß — ein Tag? Wieviel Deßjatinen gehen darauf?“ „Das wissen wir nicht“, meinte er. „Denn wir verkaufen nach Tagen; wieviel du an einem Tage umgehen kannst, so viel ist dein, und der Preis für einen Tag ist tausend Rubel.“ . . . „Nur eine Bedingung gilt: wenn du nicht bei Tag zu jener Stelle zurückkehrst, von der du ausgegangen bist, so ist dein Geld verloren . . . Wir begeben uns an eine Stelle, die dir recht ist; wir bleiben stehen, während du losgehst und einen Kreis läufst; du nimmst eine Hacke mit und bringst, wo es nötig ist, Zeichen an; bei den Ecken machst du kleine Gruben, setzt Rasenstücke aufeinander, und später pflügen wir dann von einer Grube zur anderen eine Furche . . .“

Nun umkreist Pachom, von Gier getrieben, ein großes Stück Land, läßt sich immer weiter in die Steppe hinauslocken: „Der Fleck hier ist besonders schön, es wär' jammerschade, ihn liegen zu lassen.“ Spät erst, kurz vor Sonnenuntergang, kommt der Schichan, jener Hügel wieder in seinen Blick, auf dem die Baschkiren lagern und von dem er bei Sonnenaufgang losgegangen ist. Sie rufen ihm aufmunternd zu, der sich kaum mehr weiter-schleppen kann.

„Pachom blickte nach der Sonne. Sie hatte die Erde erreicht, schon war sie mit einem Stück hinabgetaucht und stand als Bogen am Horizont. Pachom setzte seine letzten Kräfte ein, stürzte mit dem ganzen Körper vorwärts, kaum

13) Zitiert nach der Ausgabe Klassische Erzählungen Rußlands, Leipzig.

vermochten seine Beine noch nachzukommen, daß er nicht fiel. So lief Pachom dem Schichan zu, als es plötzlich dunkel wurde. Er schaute sich um — die Sonne war untergegangen. Pachom ächzte, „Umsonst“, schoß es ihm durch den Kopf, „war alle meine Mühe.“ Schon wollte er stehenbleiben, aber er hörte, wie die Baschkiren immer noch weiterschrien, und ihm fiel ein, daß es von hier unten ja nur so schien, als wäre sie untergegangen, während sie auf dem Schichan noch nicht verschwunden war. Pachom schöpfte tief Luft und lief den Schichan hinan. Auf dem Hügel war es noch hell . . . „Ach, du wackerer Mann“, rief der Älteste aus. „Viel Land hast du dir erworben.“ Pachoms Knecht lief herbei und wollte ihm aufhelfen, aber aus seinem Munde floß Blut, und er lag tot hingestreckt. Die Baschkiren schnalzten mit der Zunge: er tat ihnen leid. Der Knecht aber nahm die Hacke, hob Pachom ein Grab aus, grad so lang, wie er vom Kopf bis zu den Füßen maß — drei Arschin — und er begrub ihn.“

In der Erzählung „Wieviel Erde braucht der Mensch?“ liegt mehr Landschaftskunde, Völkerkunde und Sozialgeographie beschlossen, als in manchen wissenschaftlichen Abhandlungen, selbst wenn sie nur als Rankenwerk des tiefen und weisen Berichts vom Hunger der Menschen erscheinen. Die Weite der Steppe, das Erlebnis des erhöhten Standorts in einer unendlichen Ebene oder am Meer wird sinnestark vorgeführt. Aber auch die Sozialstruktur der mohammedanischen Baschkiren, deren Zahl von 1,5 Millionen nach dem Ersten Weltkrieg auf etwa 800 000 in der Gegenwart sank und deren autonome Republik mit der Hauptstadt Ufa im Vorland des südlichen Ural nur noch zu 23,5 Prozent von den Baschkiren selber, sonst aber von Russen und Tataren bewohnt wird, ersteht vor unseren Augen in ihrer urtümlichen Form der Imkerei und Weidewirtschaft. An ihnen vollzieht sich das gleiche, wie an den Indianern der nordamerikanischen Prärien. Ihre Wirtschaftsweise ist der russisch-europäischen unterlegen. Sie verstehen in ihrer unendlichen Weite den Eindringling und seinen Landhunger so wenig wie die Inkas den Goldhunger der Spanier. Als mythische Figur steht hinter dem Geschehen der Erzählung die Gestalt des Kaufmanns, des Westlers, der zu planen und zu rechnen versteht, der ein Gefühl für Zeit und Wert hat, des westlichen Rationalisten also, der den Slawophilen so verdächtig war, wie ihre hybride Hauptstadt Petersburg gegenüber dem „Heiligen Moskau“. Es ist also nichts eigentlich Neues, sondern nur etwas quantitativ

unerhört Größeres, wenn heute der Sowjetstaat die Landreserven des sibirischen Neu-landes ähnlich rechnerisch einplant.

### Die Bedeutung der Böden

Vergleichen wir nach diesem Blick auf die literarische Darstellung des Mythos vom Landhunger in der Tolstojschen Erzählung die Bodenkarte mit den bisher betrachteten über Bevölkerungsdichte, Verkehr und Nationalitäten. Deutlich zeigt sich dabei, daß es den Russen bei ihrer Auseinandersetzung mit den eingeborenen Völkern zunächst um die erst schwach ausgelaugten Tschernosjome der Waldsteppe und die typischen Tschernosjome der Steppenzone ging, während die kastanienfarbigen Böden der Trockensteppe noch für lange Zeit den turksprachigen Kasachen überlassen blieben. Der Vergleich mit der Völkerkarte zeigt sogar, daß im südlicheren Streifen des typischen Tschernosjoms der Steppenzone die Großrussen mit dem südlichen Brudervolk der Ukrainer zusammen die Kolonisation vorangetrieben haben, deren Hauptsiedlungsgebiet ebenfalls in der Steppenzone liegt, während der nördlichere, regenreichere und daher ausgewaschener Streifen des stärker degradierten Tschernosjoms von den Ukrainern ehremieden wurde und ganz den Großrussen überlassen blieb. Was hat es mit diesem Bodentyp auf sich, daß er zur Leitfläche für die Eroberung Nordasiens werden konnte? Schon der russische Bodenkundler Dokutschajew<sup>14)</sup> hat darauf hingewiesen, daß die Schwarzerden weniger ans Ausgangsgestein gebunden sind, sondern vielmehr klimatischen und vegetationsmäßigen Voraussetzungen folgen<sup>15)</sup>. Sie „... verdanken ihre Entstehung einer durch die Steppenvegetation bedingten alljährlichen Bildung großer Mengen von organischen Stoffen, einem Mangel an Bodenfeuchtigkeit und einer Hemmung der Zersetzungsprozesse, und schließlich einem hohen Calcium- oder Magnesium-Gehalt der bodenbildenden Gesteine, der zur Erhaltung und Ansammlung von Humusstoffen im Boden beiträgt. Bei jungfräulichen Böden schuf das Vorhandensein des Schwarzerdehumus in inniger Vermengung mit dem mineralischen Bodenanteil eine lockere Krümelstruktur, welche sehr günstige physikalische Bodeneigenschaften bedingt“<sup>16)</sup>. Rund

14) Werner Leimbach, Die Sowjetunion, Stuttgart 1950, S. 142.

15) Vgl. Herbert Wilhelmy, Das Alter der Schwarzerde und der Steppen Mittel- und Osteuropas. Erdkunde Bd. IV, 1950, S. 5 f.

16) Josef Breburda in Ludat, Sowjetunion, Gießen 1962, S. 211.

190 Millionen Hektar = 9 Prozent der Gesamtfläche der Sowjetunion, werden von diesem Bodentyp eingenommen, das ist etwa die Hälfte aller auf der Erdoberfläche vorhandenen Schwarzerde. Ihr sich nach Osten zu einem schmalen Keil verjüngendes Verbreitungsareal ist die Kornkammer der Sowjetunion. „Der russische Mensch ist Getreidebauer“, läßt Pjotr Pawlenko in seinem, dem Personenkult dienenden Roman „Das Glück“<sup>17)</sup> Stalin sagen. Die Russen sind die größten Brotesser der Welt. Wie früher in Deutschland liegt daher das Schwergewicht der Landwirtschaft beim Anbau von Brotgetreide, und dem dafür geeignetsten Boden folgten die Russen um die halbe Welt. Doch ist in der Chruschtschow-Ära zum Weizen der Mais hinzugekommen.

Verlieren sich unsere Erörterungen jetzt in den Banalitäten einer bloßen Produktenkunde? Nein — der Mais ist eine hochpolitische Angelegenheit. Chruschtschow ist in der westlichen Presse oft wegen seines Enthusiasmus für den Mais-Anbau ironisiert worden. Man berichtete Anekdoten über seinen Aufenthalt in den USA, und daß ihn die Wolkenkratzer weniger beeindruckt hätten als die Maiskolben amerikanischer Farmer. Der Mais ist eines der universellsten Anbauprodukte, das die Landwirtschaft uns bietet. Er vereinigt in sich die Qualitäten und Möglichkeiten des Getreidebaus mit jenen der Hackfrucht: große Massenerträge und Schonung des Bodens vor Naturschäden. Im Frühjahr, wenn die noch nicht aufgelaufene Hackfrucht Erosionsschäden begünstigt, gibt sich der Mais als Getreide und hält den Boden zusammen. Im Hochsommer, wenn die Sonne den Getreideboden ausdörzt, zur Rissebildung führt und die Ausblasung fördert, spenden die breiten Blätter des Maises ähnlich jenen der Hackfrucht Schatten. Den Mais kann man zudem in fast jedem Wachstumsabschnitt ernten: als Grünfuttermais, als Körnermais — und es lassen sich mehrere Ernten auf der gleichen Fläche erzielen, indem man nach einer Voll-ernte der Hauptfrucht den Mais nochmals als Zwischenfrucht anbaut und als Grünfutter halbreif erntet. Er kann deshalb auch in Gebieten mit kurzer Vegetationsperiode Nutzen bringen. Der Mais ist in seinen hochgezüchteten Hybridenformen in den USA, wo man ihn „auf die Beine stellt“, d. h. verfüttert, Basis einer ausgedehnten Fleischproduktion geworden, und Chruschtschows Ehrgeiz, die USA im Konsumgüter-Wettstreit einzuholen und zu

überholen, zielt zunächst in die Richtung einer erhöhten Fleischproduktion und dient damit der Befriedigung noch nicht allzu hoch qualifizierter Konsumwünsche der Sowjetbürger. In Mitteleuropa ist jene Erhöhung der Erträge durch Einführung der Hackfrüchte auf dem Brachfeld ermöglicht worden, verbunden mit einer rationellen Düngewirtschaft, natürlich früher, chemisch heute. Eine erhöhte Maisproduktion ist somit Voraussetzung für den vielzitierten „Wohlstandskommunismus“. Boris Meissner wies auf die erregte politische Diskussion im Präsidium des Zentralkomitees der KPdSU hin<sup>18)</sup>, die sich hieraus ergab und fast zum Sturz Chruschtschows im Juni 1957 (vergleichbar dem Sturz Malenkows 1955) geführt hätte. Dem Mais, als dem Motor dieses Strukturwandels, mußten große Flächen vor allem in der Ukraine, Chruschtschows Lieblingsrepublik, zur Verfügung gestellt werden (Anstieg von 5 Prozent der Ackerfläche 1953 auf 21,4 Prozent 1961 — Gesamt-SU: 1,9 auf 11,6), da ihm die dortigen Niederschlagsmengen gute Wachstumsbedingungen gewähren. Die Anbauflächen sollten von 3,5 Mill. ha auf 28 Mill. ha steigen<sup>19)</sup>. Der „anspruchlosere“ Sommerweizen sollte sich hingegen in den Steppengebieten am Südfuß des Ural, in Westsibirien und namentlich in Kasachstan neue Areale suchen, sozusagen in seine Steppenheimat zurückkehren, aus der er — hochgezüchtetes Steppengras und große Kulturleistung des Menschen — dereinst gekommen war. Die enorme Vermehrung der Weizenbodenfläche im Neuland ging also mit einer gewissen Verminderung in den traditionellen Anbaugebieten zugunsten des Maises Hand in Hand: In der gesamten Sowjetunion Anstieg der Weizenfläche von 25,9 (1953) auf 28,5 Prozent (1961), in der Ukraine Abnahme von 27,3 Prozent (1953) auf 20,2 Prozent (1961).

### Die Neulandaktion in Kasachstan

Bei der Neulandaktion in Kasachstan<sup>20, 21, 22)</sup> konvergieren die verschiedenen Strömungen, denen wir bisher nachgegangen sind. Das von Tolstoj geschilderte Vorhutgefecht im Nachbarland der Baschkiren, mit dem wir den

18) Rußland unter Chruschtschow, München 1960, S. 33.

19) Galina Pospelowa in: Ludat, Sowjetunion, Gießen 1962, S. 253.

20) Adolf Karger, Neulanderschließung in der Sowjetunion, Geogr. Rs. 1958/1, S. 9 f.

21) Herbert Schlenger, Geographische Schranken im Wirtschaftsaufbau der Sowjetunion, Erdkunde 1951.

22) Kazachskaja SSSR, Ekonomiko-Geografičeskaja Charakteristika, Moskau 1957.

17) Die Sowjetliteratur, Leseproben, Berlin (Ost) 1951, S. 274.

Mythos des Landhügers illustrieren wollten, wird hier im Zeichen eines großen Planungsprogramms zur „Schlacht an der Getreidefront“. Klaus Mehnert bringt die Neulandaktion auf die Formel<sup>23)</sup>: „Kasachstan — russifiziert, industrialisiert, entnomadisiert, agrarisiert, neuer Schwerpunkt der Sowjetwirtschaft.“

Gehen wir diesen einzelnen Charakterisierungen nach. Vom Kaspischen Meer bis zum Altai-gebirge erstreckt sich auf rund 2 500 km Länge und rund 500 km Breite die Kirgisensteppes, wie Kasachstan zur Zarenzeit noch hieß. Extreme Kontinentalität und nach Süden zunehmende Trockenheit (die Niederschläge nehmen von ca. 400 mm auf 100 mm und weniger ab), lassen die Wiesensteppe schnell in Pflanzgras- und Wermutwüstensteppe übergehen. Weil es im nördlich angrenzenden Westsibirien noch weit bessere Böden gibt, beschränkte sich die erste Welle der russischen Kolonisierung lediglich auf die Errichtung eines Militärgrenzstreifens zum Schutz der offenen Steppenflanke des europäischen Rußland<sup>24)</sup>. Die Weidegebiete der kasachischen Schafzuchtnomaden mit ihren Wanderungen (Transhumance) von den Winterweideplätzen am Kaspischen Meer zur Sommerweide auf den Matten des Tienschan und Altai oder zu den nördlichen Steppen an den Oberläufen der Ob-Nebenflüsse (Tobol, Ischim, Irtysh) bleiben zunächst noch unberührt. Deutlich zeichnet sich die Militärgrenze noch heute in der „Regelentfernung“ ihrer Festungen als ein großer Halbkreis in der Nähe der kasachischen Republikgrenze und der dortigen Siedlungsverdichtung<sup>25)</sup> ab (Uralsk-Orenburg als westlicher Riegel, Petropawlowsk — Omsk — Pawlodar — Semipalatinsk — Ust — Kamenogorsk als östlicher Riegel). Dieser Militärgrenzgürtel füllte sich allmählich im Sommerweidegebiet der Kasachen mit Kolonistenwellen, die jeder Mißernte, Revolution oder Reform im europäischen Rußland folgten. Die transsibirische Bahn zog ab 1891 im Norden vorbei und brachte eine Siedlungsverdichtung mit sich. Die Transhumance der Kasachen brach zusammen. Auch ihre Außenhandelsverbindungen wurden „umgepolt“. Hatten sie bisher zu den mittelasiatischen Oasen und nach China, also nach Südosten, bestanden, so gingen sie nunmehr nach Nordwesten, nach Rußland. Aber die

23) Asien, Moskau und wir, Stuttgart 1956, S. 177.

24) Vgl. A. Kargers Darstellung in seinem Artikel „Sowjetunion“ in der „Großen illustrierten Länderkunde“, Gütersloh 1963, S. 686.

25) Vgl. N. N. Baranski, Die ökonomische Geographie der UdSSR, Berlin (Ost) 1957, Abb. 177, S. 386.

erste russische Kolonisationswelle verlief sich rasch in den Nöten des Ersten Weltkriegs, des Bürgerkriegs und einer zunächst auf Selbstbestimmung und vorläufige Schonung der kleinen Nationen angelegten Nationalitätenpolitik, die noch vom großen Atem und Pathos der Revolution getragen wurde<sup>26), 27)</sup>.

Dies wurde erst anders, als der ersten zaristischen Agrarkolonisation, welche nur die Möglichkeiten am Grenzsäum abtastete, die zweite Kolonisation als Industrialisierung folgte. Die Verbindung von Uralerz und Kusnezkohle über 2 200 km zum Ural-Kusnezker-Kombinat im ersten Fünfjahresplan (1928 bis 1933) berührte Kasachstan nur am Nordrand. Die Umorientierung des Kombinats auf die 1 000 km nähere Kohle von Karaganda traf Kasachstan jedoch ins Herz. Der Bau der Turksib-Bahn vom Kusbas nach Alma-Ata, der Nord-Süd-Verbindung Petropawlowsk — Karaganda — Balchaschsee — Alma-Ata mit ihrer Abzweigung zum Kupfer Dscheskasgans, der Westtangente Orenburg — Taschkent, der Südsib Magnitogorsk — Akmolinsk (Zelinograd) — Pawlodar — Barnaul und einer weiteren Parallelstrecke zwischen Transsib und Südsib erschloß den Norden Kasachstans durch ein Maschennetz von Bahnen, welchen (wie bei der Transsib) Siedlungsverdichtung folgte<sup>28)</sup>. Im Zweiten Weltkrieg verstärkte sich die Industrialisierung durch die Verlagerung kriegsbedrohter Betriebe aus dem Westen und damit der Zuzug von Russen, Ukrainern und zwangsumgesiedelten Rußlanddeutschen<sup>29)</sup>. So werden die Berechnungen verständlich, die allerorts zum Nachweis der Russifizierung Kasachstans angestellt werden. Während nach der Volkszählung von 1926 3 968 000 Kasachen registriert wurden, waren es 1939 3,1 Millionen, obwohl parallel zur Gesamtentwicklung der Bevölkerungszahlen in der Sowjetunion 4,6 Millionen zu erwarten gewesen wären<sup>30)</sup>. Cole und German<sup>31)</sup> weisen laut Prawdamelung vom 4. 2. 1960 gar nur noch 2 755 000 Kasachen innerhalb der Kasachischen Republik nach, deren Einwohnerzahl bis zu diesem Datum auf 9 310 000 geklettert war. Somit sind

26) Vgl. dazu Isaac Deutscher, Stalin, Stuttgart 1962, S. 200 ff.

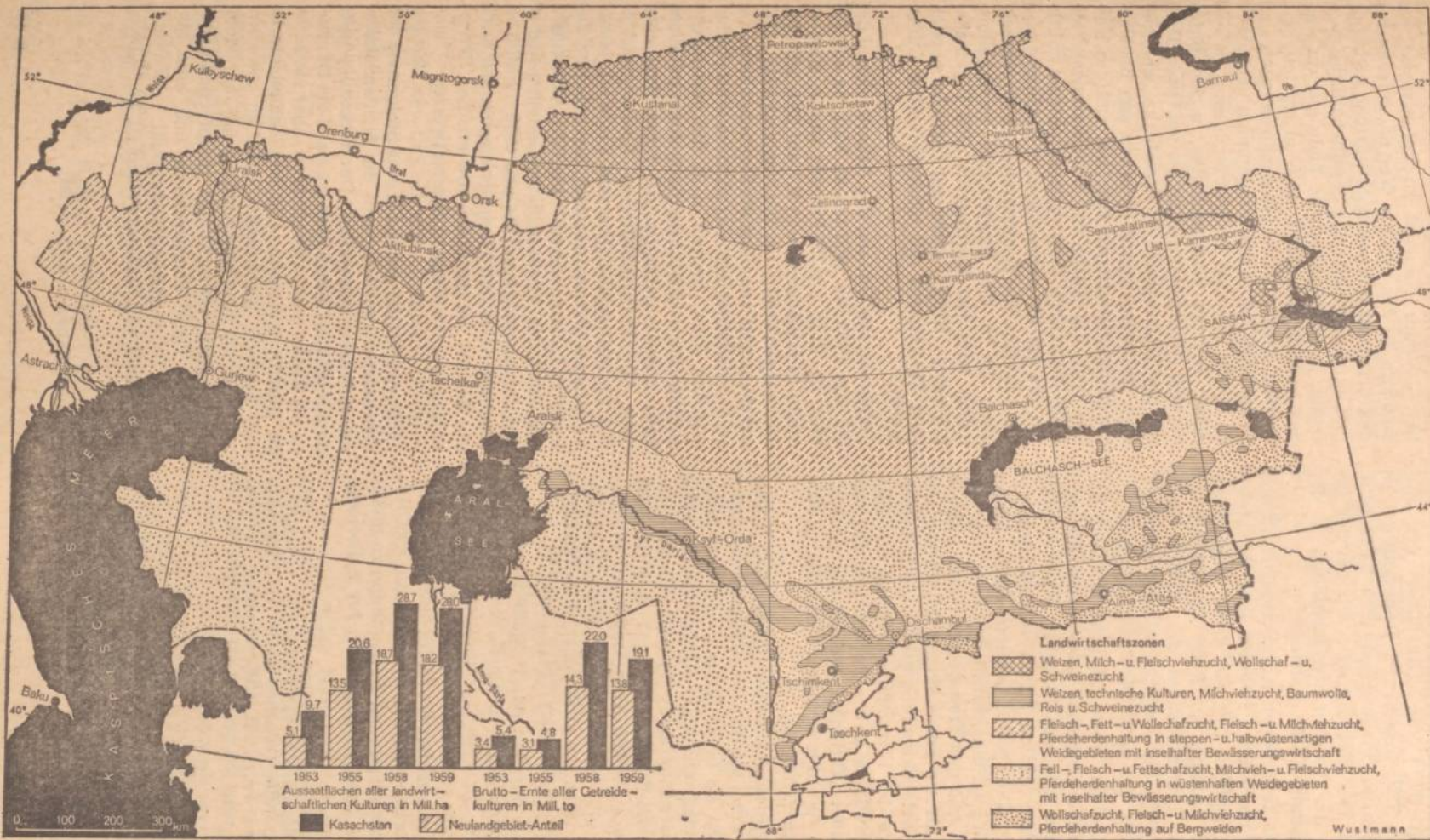
27) Walter Kolarz, Die Nationalitätenpolitik der Sowjetunion, Frankfurt 1956. Rußland und seine asiatischen Völker, Frankfurt 1956.

28) Vgl. Baranski a. a. O., Abb. 177, S. 386.

29) Vgl. dazu Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder, Köln-Berlin 1955, S. 135 ff.

30) Vgl. Mehnert a. a. O., S. 177.

31) „A Geography of the USSR“, London 1961, S. 57.



Mit freundlicher Genehmigung des Westermann-Verlages dem Aufsatz des Verfassers in der Geographischen Rundschau, Heft 4, 1964, entnommen.

nur noch 30 % der Einwohner der Kasachischen SSR Kasachen<sup>32</sup>). Insgesamt gab es in der ganzen Sowjetunion 1959 3,622 Mill. Kasachen. Das gleiche hatten wir bei der Erörterung der Tolstojschen Erzählung in der Baschkirischen ASSR gesehen.

Zur ersten zaristischen Agrarkolonisation und der eben umrissenen zweiten, jetzt industriellen Kolonisation, trat als dritte Kolonistenwelle im Gefolge der Rede Chruschtschows vor dem Zentralkomitee der KPdSU Ende Februar 1954 die Zelinabewegung (zelyj = unversehrt), das große Neulandprogramm.

Es ist in keiner Weise mit sonst üblichen Kolonisationsvorgängen zu vergleichen, Mehnert findet allenfalls das Beispiel einer großen militärischen Aktion zur Verdeutlichung angebracht: „Die ganze Aktion jenes Jahres (1954) läßt sich hinsichtlich des Einsatzes von Menschen und des Transportes dieser Massen und der für sie notwendigen Maschinen nur mit einer Kriegshandlung großen Stils vergleichen, etwa der Normandie-Invasion der Alliierten zehn Jahre zuvor. Es war eine der umfangreichsten Aktionen, welche die Sowjetregierung je unternommen hat, die größte nach Stalins Tod.“<sup>33</sup>)

Solche Vergleiche könnten pädagogisch fruchtbar sein, wenn sie dem Vorstellungsvermögen mehr sagen als bloße Zahlen. Leimbach schildert noch eindrucksvoller einen Vorläufer solch einer Massenmobilmachung beim Bau des Großen Fergana-Kanals: „Am 1. August 1939 stürzten sich 160 000 Kolchosniks auf die Kanaltrasse, und in 45 Tagen wurden 16 Millionen m<sup>3</sup> Erdarbeiten ausgeführt, d. h. ein Sechstel der Erdarbeiten des Suezkanals.“<sup>34</sup>)

Aber selbst der Bau des Fergana-Kanals, der mit Methoden erfolgte, die K. A. Wittfogel<sup>35</sup>) als typisch für den Agrardespotismus einer „hydraulischen Gesellschaft“ darstellt, ist nur ein Zwerg gegenüber der Zelinabewegung. Vor die Alternative gestellt, entweder die traditionellen Agrargebiete der Sowjetunion zu intensivieren — (was O. Schiller<sup>36</sup>) für risikoloser

hält — oder Neuland zu kolonisieren, hat man sich für den zweiten Weg entschieden, der den dringend nötigen Sofort-Erfolg verbürgte und mit dem gleichzeitig gesellschaftliche, politische, ja anthropologische Ziele erreicht werden können, die später noch zu erörtern sein werden. Zwar griff die Neulandbewegung auch in anderen Teilen der Sowjetunion um sich<sup>37</sup>), so in der Ukraine, im Nordkaukasus, im östlichen Teil des Wolgagebietes, in Südsibirien bis zum Altaigebiet und im Fernen Osten. Doch lag der Schwerpunkt in Kasachstan, weil hier auch im Zwischenland zwischen den Bevölkerungsagglomerationen des Ural und des Kusbas (vgl. die Karte der Bevölkerungsverteilung) besondere Versorgungsprobleme auftraten, die nur ein nahegelegener Produzent meistern konnte. Die Transportspanne für Massengüter ist in der Sowjetunion unverhältnismäßig hoch (im Durchschnitt 766 Eisenbahnkilometer). Karger weist auf diese Sonderstellung Kasachstans mit eindrucksvollen Zahlen hin<sup>38</sup>):

„Während der Umfang des Ackerlandes in der SU von 1953 bis 1960 um 42 Mill. ha auf 203 Mill. ha, d. h. um 26 Prozent wuchs, stieg er allein in Kasachstan von 9,7 auf 28,6 Mill. ha, also auf das Dreifache. Die Neulandgebiete Kasachstans sind vor allem die Steppengebiete, die an den südlichen Ural, das südliche Westsibirien und den Altai grenzen, d. h. die vorwiegend slawisch besiedelten Ackerbaugebiete mit einer zwar absolut geringen (5,2 Einw./qkm) aber doch überdurchschnittlichen Siedlungsdichte: die Verwaltungsbezirke von Kustanaj, Nordkasachstan (Petropawlowsk), Koktschetaw, Zelinograd („Neulandstadt“, bis 1961 Akmolinsk) und Pawlodar. Allein in diesen Gebieten sind in den Jahren zwischen 1954 und 1960 17 Mill. ha Neuland unter den Pflug genommen und etwa ein Zehntel der gesamten sowjetischen Getreideernte — vorwiegend Sommerweizen — eingebracht worden . . . Für die Zeit von 1954 bis 1960 wird für die ganze SU eine Steigerung der Getreideerzeugnisse durch die Neulandaktion um 40 Prozent angegeben.“ Der Rückschlag wurde auf diesen Grenzböden am Rand der Okumene als Risiko wohl einkalkuliert, aber vielleicht zu niedrig angesetzt. Die Neulandgebiete in den Steppen Kasachstans erhalten zwischen 200 und 300 mm Niederschlag im Jahr, doch gerade nicht während der Hauptvegetationsperiode. Tiefe Temperaturen und eine nur geringe Schneedeckenmächtigkeit lassen nur den Anbau von Sommerweizen zu, da Winter-

32) Ergebnisse der amtlichen Volkszählung vom 15. 1. 1959: Kasachische SSSR 9,310 Mill. Einwohner, davon 2,795 Mill. Kasachen (30,0 %), 3,794 Mill. Russen (42,7 %), 0,762 Mill. Ukrainer (8,2 %), 192 000 Tataren (2,1 %), 137 000 Usbeken (1,5 %) usw.

33) A. a. O., S. 177 f.

34) A. a. O., S. 252.

35) Karl A. Wittfogel, Die orientalische Despotie, Eine vergleichende Untersuchung totaler Macht, Köln-Berlin 1962.

36) Otto Schiller, Das Agrarsystem der Sowjetunion, Tübingen 1960.

37) Galina Pospelowa a. a. O., S. 249.

38) Adolf Karger a. a. O., S. 690.

weizen zu große Auswinterungsschäden erleiden würde. Deshalb ist die Bodenfeuchtigkeit im jäh hereinbrechenden Frühjahr vonnöten, wenn in einer hektischen Arbeitsanstrengung die „Schlacht der Frühjahrsbestellung“ geschlagen, d. h. die Aussaat vorgenommen wird. Das Auflaufen der Saaten muß gewährleistet sein, bevor die trockene Hitze des Sommers, der Staubsturm (Suchowej), die Halme verbrennt<sup>39)</sup>. Der rapide Umschlag des Wetters vom Winter zum Frühjahr („Tauwetter“) und vom Herbst zum Winter („Väterchen Frost“) ist ein Charakteristikum des kontinentalen Klimagangs, bewirkt Arbeitsengpässe in der Landwirtschaft der SU und erklärt die militante Hektik ihres Ablaufs. Dem Hinüberretten der Feuchtigkeit aus der vegetationslosen Periode in die Wachstumszeit gelten zahlreiche, z. T. fragwürdige ackerbautechnische Maßnahmen: Anpflanzen von Hecken, in deren Windschatten der leicht verwehbare Schnee sich ansammeln soll, um langsamer abzutauen und die Durchfeuchtungszeit zu verlängern, Zusammenschieben des Schnees zu Wällen, wo die Hecken noch fehlen usw. Auch scheint der als rückständig verspottete einfache Hakenpflug aus der vorrevolutionären Epoche, der den Boden nur zur Aussaat aufritzte und ihm die Bodenfeuchtigkeit erhielt, gerade wegen seiner Primitivität besser für diese Böden geeignet zu sein, als der zunächst propagierte Wendepflug, der die Scholle zu tief umbricht und sie den austrocknenden Winden öffnet. Die in der Ukraine bewährten Methoden versagen im klimatisch anders strukturierten Neuland Kasachstans. Das zeigen die von Galina Pospelowa angeführten Bruttoertragszahlen der Getreidekulturen in der Ukraine gegenüber Kasachstan sehr deutlich, wobei bemerkenswert ist, daß Kasachstan heute in der Getreideanbaufläche die „Kornkammer“ der Ukraine bereits übertrifft<sup>40)</sup>.

	1913	1940	1953	1956	1957	1958	1959
Ukraine:	9,3	8,0	10,8	12,1	14,8	17,1	15,8
dz/ha							
Kasachstan:	5,5	4,3	7,7	10,6	4,6	9,4	8,7
					(!)		

Während also die Ernteergebnisse in der Ukraine relativ konstant ansteigen, wirken sich in Kasachstan die Dürrejahre viel katastrophaler aus. Den guten Jahren 1958 und

39) Herbert Schlenger, a. a. O., S. 209, verweist auf die kritische Schranke von 30 % rel. Feuchte für den Pflanzenwuchs.

40) A. a. O., S. 252, Tabelle.

1959, die Chruschtschow Auftrieb gaben, stehen spektakuläre Rückschläge 1955, 1957 und 1963 gegenüber, die ihn seinen Gegenspielern in den Partei- und Wirtschaftsgremien gegenüber ins Unrecht setzen.

Interessant ist ein Blick auf Vergleichszahlen anderer Anbauländer. So erntet man mit ähnlich extensiven Methoden wie in der SU in den USA bei an sich großen Unterschieden in den einzelnen Landschaften im Durchschnitt 11,6, in Kanada 16,2 — jedoch in Ländern mit intensiverem Getreidebau wie Frankreich 21,3 in der Bundesrepublik 26,1 und in Dänemark gar 39,8 dz/ha.

Die *Betriebsform*, in der die Neulandkolonisation vorangetrieben wurde, ist etwa je zur Hälfte die des Kolchos und des Sowchos, nur sind die Dimensionen gegenüber dem Altsiedelland sehr gewachsen. Es stehen ihnen durchschnittlich je 11 000 ha Aussaatfläche statt des sowjetischen Durchschnittes von 2 750 ha Aussaatfläche zur Verfügung. Im Zusammenhang unserer Darlegungen läßt sich keine Diskussion über Berechtigung oder politisch-ideologischen Zwangscharakter der sowjetischen landwirtschaftlichen Betriebsysteme führen. Doch scheinen gerade in den Trockengebieten der Steppenregionen die Großbetriebe jenseits aller ideologischen Fixierung die sinnvollste Antwort des Menschen auf die Herausforderung der Natur, auf Raumweite und Menschenarmut zu sein. Die Spekulationen der menschlichen Gruppen zur Existenzsicherung<sup>41)</sup> führen auch in den USA, in Kanada oder in den Pampas Südamerikas zu vergleichbaren hochtechnisierten Nutzungsformen, so daß sich das Bild der Agrarlandschaft oft zum Verwechseln ähnelt, ob nun sowjetische Traktoristen und Mechanisatoren oder nordamerikanische *tarmhands* die scheinwerferbestückten Mähdrescher auf den Riesenfeldern lenken. Wenn die geschilderten Räume bestimmte Betriebsysteme, wie u. a. auch das der Großkolchosen oder -sowchosen, zur sinnvollen Nutzung voraussetzen, so sollte man diese wenigstens innerhalb der charakterisierten Räume nicht so sehr als rein ideologisch bedingten Ausfluß politischen Willens der Machthaber werten, wie dies in der Diskussion so oft geschieht. Die Kollektivierung geschah ja von Anfang an auch der Bereitstellung von Arbeitermassen für den Industrialisierungsprozeß wegen, der effektiveren Einplanung menschlicher Arbeitskraft in eine volkswirtschaftliche Gesamtrech-

41) Wolfgang Hartke, Die Sozialbrache als Phänomen der geographischen Differenzierung der Landschaft, Erdkunde X, Bonn 1956, S. 268.

nung, um einer Kapitalakkumulation willen, wie sie Hans Raupach mehrfach geschildert hat. . . . Zweckrationales Verhalten bei der Herstellung eines ökonomischen Optimums. . . , die Sowjetwirtschaft als ein Gesamtoikos, der . . . die als raumadäquat bezeichneten vorhandenen Betriebsformen zum allgemeinen verbindlichen Leittyp erklärte. Dies geschah um der politischen Systemeinheit willen auch dort, wo der dekretierte Großbetrieb den Bedingungen des Milieus widersprach.“<sup>42)</sup>

Erst aus dieser schablonenhaften Übertragung des für die asiatischen Weiten raumadäquaten Betriebssystems in ganz anders strukturierte Räume sogar Mitteleuropas<sup>43)</sup> läßt sich berechnete Kritik ableiten, nicht aus der Entwicklung des Betriebssystems am Ort seiner optimalen Wirksamkeit: auf „Grenzböden“ weit entfernt von den „Wohlstandsmetropolen“ (Raupach).

Scheint der technisierte Großbetrieb in diesen Gegenden wie in den USA westlich des 90. Längengrads auch der „raumadäquateste“ zu sein, so ist doch hier wie dort die *Bodenzerstörung* eine seiner Folgen. Die Großflächigkeit der Felder, die Einseitigkeit der Getreide-Monokultur (mehrere Jahre hindurch Weizen auf Weizen als Fruchtfolge), das Fehlen von Zwischenfrüchten (Leguminosen, Hackfrüchten) oder Brache, hat daran einen gewichtigen Anteil. Die Erzeugung in den „Getreidefabriken“ ist nicht flexibel genug, die Zelinniki kommen aus anderen Berufen und sind zu wenig Bauern, um ohne Anleitung den Sinn einer geregelten Fruchtfolge zu erkennen. Die Landwirtschaft des in so überaus kurzer Zeit neu umgebrochenen Steppenstreifens kann auch in ihren Ergänzung- und Ausgleichsfunktionen nicht so schnell durchorganisiert werden, daß für alle bodenpflegerisch nötigen Zwischenkulturen bereits Verwendung und Weiterverarbeitung gesichert wäre. Gegen eine fünf bis siebenjährige Brache, wie sie früher auf drei bis vier Jahre Getreidebau folgte, um das biologische Gleichgewicht des Bodens wieder herzustellen, wirken auferlegte oder in allzu optimistischer „Selbstverpflichtung“ eingegangene Abgabesoll-Quoten, hinter denen zuviel Fortschrittsgläubigkeit stand, die man sich aber herabzusetzen scheut. Der Zelinnik als Getreidebau-Industriearbeiter auf dem Lande (die ideolo-

42) Hans Raupach, Die Sowjetwirtschaft als historisches Phänomen, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1962/1, S. 14. Ders. Die Agrarsysteme in Ost und West als Grundlage der sozialökonomischen Verhältnisse, Gegenwartskunde, Heft 1/1963, S. 11 ff.

43) Adolf Karger, Die Kollektivierung der Landwirtschaft in den Ostblockstaaten, Geogr. Rs. 1960/6.

gischen und anthropologischen Seiten des Problems werden noch zu erörtern sein) ist mit dem Boden seines Großbetriebes längst nicht so vertraut wie der Kolchosnik der Ukraine oder gar der Individualbauer in der Bundesrepublik, der auf seinem Besitz jeden kleinsten Lageunterschied in ökologischer Hinsicht kennt und in Rechnung stellt. Dazu wäre er schon allein durch die Größe der Betriebe gar nicht imstande, nennt doch Raupach<sup>44)</sup> Betriebsgrößen der Staatsgüter bis zu 50 000 ha und eine Lkw-Transport-Entfernung vom Mährescher zum Getreidesammelpunkt von durchschnittlich 110 km (Frankfurt — Würzburg!). Nun sind ausgedehnte Erosionsschäden auch auf seit langem unter Kultur befindlichem Land in Rußland nicht selten. Breburda<sup>45)</sup> nennt eindrucksvolle Beispiele:

„Im südlichen Teil des europäischen Rußland wurden im Jahr 1928 durch einen schweren Staubsturm auf einer Fläche von 40 Millionen Hektar sehr erhebliche Schäden verursacht, wobei nach russischer Schätzung 19 Millionen m<sup>3</sup> Flugstaub ausgeweht und in Gebieten Rumäniens und Polens abgelagert wurden. Im Jahr 1936 wurden im nördlichen Vorkaukasusgebiet 186 000 Hektar Ackerland durch Bodenverwehungen geschädigt. . . Im Frühjahr 1960 haben diese Schäden durch Staubstürme in weiten Gebieten der Südukraine eine erhebliche Zunahme erfahren. Russischen Berichten zufolge sind durch diese seit Jahrzehnten heftigsten Staubstürme im Frühjahr 1960 auf großen Flächen 5—6 cm der für den Ackerbau wertvollen humulose Ackerkrume abgetragen worden. Die Verluste an humoser Bodensubstanz betragen durchschnittlich 500—600 m<sup>3</sup> pro Hektar, zuweilen wurde die gesamte, durch Bearbeitung aufgelockerte oberste Bodenschicht abgeweht. . .“

Zur Gefährdung durch die sommerlichen Trockenwinde kommt in Kasachstan die Störung des Wasserhaushalts nach dem Umbruch der dichten Steppengrasdecke: „Von einigen früheren Bächen und Flüssen sind nur noch zusammenhanglose Tümpel übriggeblieben. Der Wasserspiegel des Kaspi-Sees hat sich seit 1931 um 2 bis 2,5 m gesenkt. . . Bodenanalysen haben ergeben, daß sich die Humusschicht des Bodens um 8 cm verringert hat. . . Der Karbonat-Anreicherungs-horizont, der sich früher in einer Tiefe von 30 cm befand, ist heute bereits in 12 cm Bodentiefe anzutreffen.“

Das beste Heilmittel gegen die Versteppungsgefahr scheint in den großen Bewässerungs-

44) Hans Raupach (2) a. a. O., S. 12.

45) Josef Breburda in Ludat, a. a. O., S. 213 f., 219.



projekten gefunden zu sein, durch welche Wasser umgeleiteter Flüsse und artesischer Herkunft den Neulandböden zugeführt werden soll. Hier aber erhebt sich nach den drei Gefahren von *Wind-Erosion*, *Abtrag* der ungeschützten Bodenkrume durch gelegentliche *Starkregen* und allgemeiner *Austrocknung* die vierte der *Bodenversalzung*, da durch Bewässerung und stärkere Verdunstung die in den Einwaschungshorizonten konzentrierten Salzanreicherungen reaktiviert werden.

Welche Bedeutung die Bodenkunde als ein Zweig angewandter Geographie für die Beurteilung wichtiger „politökonomischer“ Vorgänge hat, dürfte inzwischen aus dem Angeführten zu erkennen gewesen sein. Nicht um der Vollständigkeit eines Systems Allgemeiner Geographie willen gehören ihre *Ergebnisse* (nicht ihre detaillierten *Forschungsmethoden!*) deshalb in das Bildungsfeld der „Politischen Weltkunde“, sondern weil hier ein zentrales, politisch sehr bedeutsames Phänomen nicht ohne die Hilfe der Bodenkunde geklärt werden kann. Nicht ein „Fach“ begehrt aus bildungspolitischen Überlegungen seine Hereinnahme in einen Themenkanon, sondern ein Thema, an dessen Bildungsrelevanz niemand zweifelt, erzwingt bei gewissenhafter Behandlung die Hereinnahme des bodenkundlichen Aspekts.

### Der ideologische Aspekt

Wir haben bisher, um die Arbeitsweise des Geographen und ihre Bedeutung für die Politische Bildung am Beispiel Kasachstans aufzuzeigen, die sieben „transparenten Deckpausen“ von Bodenart, Klima, raumzeitlichem Erschließungsprozeß, der Bevölkerungsverteilung, Verkehrslinienführung, Nationalitätenverbreitung und agrarischen Betriebssystemen übereinandergelegt. Der literarische „Mythos“ vom Landhunger — bereits an früher Stelle in unseren Gedankengang eingefügt — sollte uns vor dem Irrtum bewahren, das Phänomen Kasachstan ausschließlich aus rationalen Faktoren des „ökonomischen Unterbaus“ erklären zu wollen. Wir müssen den „ideologischen Überbau“ genauso ernst nehmen und nach politischen, soziologischen, psychologischen und anthropologischen Leitideen fragen, die hinter dem raum- und systemspezifischen Kolonisationsprozeß in Kasachstan zu suchen sind.

Woher kommt das Pathos der Zelinabewegung, was sind die Zelinniki für Menschen? Ihre Altersgenossen bei uns im Westen sind unsere Primaner, Jungarbeiter und Studenten. Können wir diesen die Möglichkeit geben, sich in einen Zelinnik hineinzusetzen, ihn als Menschen zu verstehen? Literarische Quellen können uns dabei helfen, denn selbstverständlich befaßt sich ein Teil der kommandierten Erbauungsliteratur des sozialistischen Realismus mit diesen Zelinniki. Dabei kommen auch die Gründe zur Sprache, weshalb sie in die Zelina aufgebrochen sind. Die offizielle Parole dürfte dabei lauten: „Wir folgten dem Appell der Partei und des Komsomol“, dessen Aufbauidealismus z. B. auch die Stadt Komsomolsk im Fernen Osten schuf. Es wäre sicher billig, das Moment der Freiwilligkeit in diesen permanenten, überdimensionalen „Pfadfinderlagern“ (um es in den Worten unserer Jugend zu sagen) pauschal zu bagatellisieren. Doch schildern von Klaus Mehnert zitierte Schauspiele in der literarischen „Tauwetterperiode“ auch noch andere, viel persönlichere, für den „Westler“ sogar begreiflichere Gründe für die Teilnahme einzelner an der Zelinabewegung: „... der eine meldet sich, um einer gerichtlichen Anklage zu entgehen, der zweite aus Wut, weil seine Freundin nicht zum versprochenen Rendezvous gekommen ist, und der dritte ... aus allgemeiner Unzufriedenheit mit sich und der Welt.“<sup>46)</sup> Aber es erscheint Mehnert falsch, die Frage lediglich nach den Motiven für den „Aufbruch ins Neuland“ zu stellen, zu rätseln, ob die Gerüchte zutreffen, „... die von der Abkommandierung ganzer Abschlußklassen gewisser Schulen wissen wollen“. Freiwillige Selbstverpflichtung ist uns aus eigener Vergangenheit nichts Unbekanntes. Auch nach Amerika gingen die Armen, die Waisen, die Verbrecher, die Abenteurer und Landsknechte, die in Europa Chancenlosen — darunter aber auch solche, die ihre Chance erzwingen wollten, Mutige und Lebenstüchtige. Hätten manche Zelinniki gewußt, was sie erwartete, so wären viele sicher nicht gegangen. Volkswirtschaftlich war die Spekulation am Rande der Nutzungsmöglichkeiten ohnedies ein großes Wagnis. Die gleichen Investitionen in Europa vollbracht, hätten manche Engpässe

46) Hier und im folgenden vgl. Mehnert a. a. O., S. 180 ff.

der Ernährung beseitigen können. Aber dort waren sie nicht möglich. Also schickte man die jungen Leute in die Zelina, vielleicht nur auf Zeit, bis die neue Kulturgrenze sich aus Erfolgen und Rückschlägen eingependelt haben würde, vielleicht für immer. Mehnert hält es für wichtiger, statt nach den Gründen nach der Leistung zu fragen, die diese wie auch immer rekrutierten Jugendlichen auf den Feldern der Zelina vollbracht haben und zwar schon allein im bloßen Ertragen des Klimas. „Am 14. März 1954 kamen ...“ (von ihm befragte junge Russen) „mit der ersten Gruppe von Arbeitskräften für den neu vorgesehenen Sowchos an. Auf freiem Felde wurden sie aus der Bahn ausgeladen. Auf Schlitten, die von Traktoren geschleppt wurden, schaffte man sie durch tiefen Schnee nach Pawlowsk, in den Ort, welcher dem geplanten Sowchos am nächsten lag. Dort wurden sie notdürftig untergebracht. ... Als der Schnee geschmolzen war, errichtete man Zelte. Die meisten kamen aus Moskau und aus dem Ural. Alle waren sie Stadtbevölkerung, die große Mehrzahl Fabrikarbeiter, die noch nie auf dem Lande gearbeitet hatten ...“

Typisch ist in den folgenden Wendungen das große Vertrauen in die Macht des Intellekts, der Schulung, der Theorie, der Fortschritts-optimismus und die Faszination durch die Technik:

„Die Zelinniki begannen mit theoretischem Unterricht über die ihnen bevorstehende Arbeit. Acht Stunden am Tag. Dann wurden die ersten Maschinen geliefert. Für die Fabrikarbeiter waren Maschinen nichts Neues; während sie sie montierten, lernten sie mehr über sie und ihre Bedienung. ‚Der hohe Grad der Mechanisierung unserer Arbeit‘, sagte der Direktor, ‚erleichterte uns den Einsatz von jungen Leuten aus der Stadt für die Landwirtschaft.‘ In den letzten Apriltagen 1954 begann die Feldbestellung; dem Sowchos waren zwanzigtausend Hektar zugemessen worden, die noch nie ein Pflug berührt hatte.“

Zwanzigtausend Hektar: diese Fläche entspräche ungefähr der Gesamtfläche (also nicht nur dem Ackerland) von rund 20 süddeutschen Dörfern mit einer, wenn auch nicht rein agrarischen Bevölkerung von 10 000—15 000 Menschen. Diese Arbeit wurde aber auf dem Sowchos von nur siebenhundertsechzig Arbeits-

kräften geleistet, von denen hundertfünfzig zudem mit Bauarbeiten beschäftigt waren. Sie konnte nur durch umfassende Mechanisierung aller Arbeitsvorgänge bewirkt werden, was einen großen Maschinen- und damit Kapitalstrom in die Neulandgebiete lenkte. Weil diese Maschinen z. T. den klimatisch-bodenkundlichen Voraussetzungen nicht entsprechen, wird ein nochmaliger Kapitalstrom in die Neulandgebiete nötig sein, welcher Produktionskapazitäten bindet, die ursprünglich bereits dem Aufbau des „Wohlstandskommunismus“ und dem Wettstreit mit den USA dienen sollten.

Wir sind bei unseren Darlegungen an einer Stelle angelangt, an der die Problematik sowjetischer Lebensformen in ihrer unauflöselichen Mischung geographischer, historischer, psychologischer, politischer und ideologischer Momente wie in einem Brennglas vereinigt erscheint und an der deutlich wird, daß zureichende Aussagen darüber nur von jenem gemacht werden können, der für die Inwertsetzung von Grenzböden nicht nur seine Bodenkunde studiert, sondern auch seinen Marx gelesen haben muß. Wie sagte der Direktor in dem kasachstanischen Sowchos auf der Zelina? „Der hohe Grad der Mechanisierung unserer Arbeit erleichterte den Einsatz junger Leute aus der Stadt für die Landwirtschaft.“ Interpretieren wir diese harmlos klingende Textstelle und greifen wir dabei die Wörter „Mechanisierung“, „junge Leute aus der Stadt“ und „Landwirtschaft“ heraus. Zur Erläuterung benötigen wir eine Stelle aus den Frühschriften von Karl Marx, wo es in der „Deutschen Ideologie“<sup>47)</sup> heißt:

„Sowie nämlich die Arbeit verteilt zu werden anfängt, hat jeder einen bestimmten, ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird, aus dem er nicht heraus kann; er ist Jäger, Fischer oder Hirt oder kritischer Kritiker und muß es bleiben, wenn er nicht die Mittel zum Leben verlieren will — während in der kommunistischen Gesellschaft, wo jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen

47) Karl Marx, Frühschriften, S. 361 f.

jenen zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, auch das Essen zu kritisieren, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden, wie ich gerade Lust habe. Dieses Sich-Festsetzen der sozialen Tätigkeit, diese Konsolidation unseres eigenen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unserer Kontrolle entwächst, unsere Erwartungen durchkreuzt, unsere Berechnungen zunichte macht, ist eines der Hauptelemente in der bisherigen geschichtlichen Entwicklung.“

Legen wir diese tiefen Gedanken des jungen Marx über die Einheit und Würde der Person und die Entfremdung des Menschen als Maßstab an das Leitbild des Zelinnik. Äußerlich und scheinbar haben jene jungen Menschen, welche — die Theorie des Ackerbaus studierend — qualifizierte Techniker sind, an einer Drehbank stehen, einen Mähdrescher bedienen, einen Raupenschlepper (und damit einen diesem nahe verwandten Panzer) fahren können, eine „Annäherung“ an das Marxsche Leitbild vollzogen. Die Einheit von Theorie und Praxis, geistiger und handwerklicher Tätigkeit, die Überwindung des Unterschiedes von Stadt und Land, von industrieller und bäuerlicher Arbeit (ein ideologisches Hauptproblem der Kollektivierung der Landwirtschaft, bei der wir Geographen häufig nur die wirtschaftsgeographische und betriebstechnische Seite sehen), schließlich die Schaffung eines Proletariats im ehemals agrarfeudalen, revolutionsuntüchtigen Rußland, scheint in dem jungen sowjetischen Traktoristen erreicht zu sein. Er ist Industriearbeiter auf dem Felde, dazu noch einer mit besonders hohem Sozialprestige.

Das ist übrigens ein Prozeß, der auch zum Selbstverständnis unserer eigenen, aus dem Bauernstand kommenden Jugend beitragen kann. Auch in der Bundesrepublik kann mancher Bauer den Hoferben nur dadurch vom Berufswechsel und der Abwanderung vom Dorfe in die Industrie abhalten, wenn er ihm den Traktor, die Technisierung des Betriebes verspricht, oft über dessen finanzielle Tragfähigkeit hinaus, wenn es sich um Grenzbetriebe handelt. Auch in der Bundesrepublik bekommt der Forstmeister erst wieder dann Waldarbeiter, wenn er ihnen ein faszinierendes technisches Werkzeug in die Hand gibt, das die menschliche Kraft vervielfacht und das Selbstwertgefühl steigert. Die Begegnung mit

der Technik ist hier wie dort ein anthropologisches Problem.

Aber: die vom jungen Marx um der Vielseitigkeit und Erfülltheit der menschlichen Person willen geforderte Überwindung der Isolierung der menschlichen Fähigkeiten ist beim Zelinnik wahrscheinlich weniger um des Menschen willen und aus einem humanen Antrieb heraus erfolgt, sondern um der allseitigen Verfügbarkeit und Einplanbarkeit des Menschen willen. Hierbei erscheint die „Vervollkommnung der menschlichen Persönlichkeit“ allenfalls als ein Beiprodukt. Ähnliche Zweideutigkeit ist sicher auch hinter einigen Erscheinungsformen der „Polytechnischen Bildung“ zu suchen.

So entsteht aus der Korrelation unserer transparenten Deckpausen von Bodentyp, Klima, Bevölkerungsdichte, Nationalitätenverbreitung, Verkehrslinienführung, Siedlungsformen und Betriebstypen mit den Auswirkungen ideologischer Formungsprozesse, technologischer Erziehungsmaßnahmen und sozialpsychologischer Prägungen das Bild eines eigentümlichen raum- und systemspezifischen Kolonisationsprozesses von großer dynamischer Kraft und landschaftsprägender Geschlossenheit. Endergebnis dieses Prozesses ist ein „Raum gleichen sozialgeographischen Verhaltens“ (Hartke). Aber auch hier dürfen wir unsere Überlegungen noch nicht abbrechen.

### Der anthropologische Aspekt

Am Anfang unserer Betrachtungen hatte der Tolstojsche literarische „Mythos“ vom Landhunger gestanden, der in der Enge des zaristischen Rußland als Antriebsmotor für den Landnahmeprozess ausgereicht haben mag. Missionarische Motive des orthodoxen Moskowiters mögen gegenüber den Heiden des sibirischen Waldlandes und den Mohammedanern der mittelasiatischen Steppen hinzugekommen sein. Inzwischen haben sich die Stilelemente des Kolonisierungsprozesses um weitere vermehrt: die technische Interessiertheit der Jugend strahlt hierbei Impulse aus, die enge Verzahnung zwischen moderner sowjetischer Naturwissenschaft und Dialektischem Materialismus läßt die „Großplanungen zur Umgestaltung der Natur“ als philosophisch induzierte Riesenexperimente mit prometheischer Zielsetzung erscheinen. Hier sei noch einmal Klaus

Mehnert zitiert: „... bei den jungen Leuten in der Sowjetunion ist es nicht nur das technische Interesse, das dem Besucher auffällt, es ist: technisches Interesse plus etwas, plus eine gewisse Dynamik, plus einen besonderen Schwung. ... die Dynamik der russischen Jugend von heute, die sich von der in der Zeit des ersten Fünfjahresplans oder gar der der Revolutionszeit von 1917 beträchtlich unterscheidet, ... (stammt) ... nicht aus der Politik ... , nicht aus der Ideologie, ... es handelt sich vielmehr um eine Form von Aufbau-Dynamik ... , wie sie bei manchen Völkern in Jahren (oder Jahrzehnten) einer starken Wirtschaftsexpansion, eines rapiden wirtschaftlichen Aufbaus festzustellen ist, bei den Amerikanern zum Beispiel in den Tagen, da sie ergriffen waren von dem unbezähmbaren Drang, den Westen ihres Landes, den wilden Westen, wie sie ihn nannten, zu bewältigen und zu erschließen. Die Dynamik jenes ‚Go West, young man‘ war in Amerika darum so stark, so unaufhaltsam, weil zwei Dinge zusammenkamen: die objektive Aufgabe der Erschließung eines riesigen, mit Bodenschätzen gesegneten Kontinents und der subjektive Drang des einzelnen (der ja eben erst als armer Immigrant aus der Enge Europas und aus der Not seiner eigenen sozialen Lage in die Neue Welt gekommen war), vorwärtszukommen und aufzusteigen.“<sup>48)</sup>

Erinnern wir uns daran, wie die amerikanische Nation noch heute aus dieser Geschichte Epoche ihre „Mythen“, Bilder und Fetische bezieht und daß die Versteinerung und kommerzielle Handhabbarkeit dieses Mythos im „Wildwestfilm“ andeutet, daß jene dynamischen Kräfte heute nicht mehr so ganz virulent sind, nicht mehr naiv im einzelnen wirksam werden, sondern daß man sie sentimentalisch im Zelluloid heraufbeschwören muß.

Der Expansionsprozeß des Vorschubens der „frontier“, der Zivilisationsgrenze gegen den Westen, erfüllte den Amerikaner jener Epoche mit dem Gefühl der „unbegrenzten Möglichkeiten“, gab ihm den Glauben an seine Chance, flößte der jungen Demokratie Selbstbewußtsein gegenüber den alteuropäischen Mächten ein, in deren Konzert sie eine immer

lauter werdende Stimme zu übernehmen begann. Kennedys „New Frontier“ war eine Renaissance dieses Gefühls. Ähnlich fühlt und denkt auch die heutige junge Generation in der Sowjetunion. Der Terror des Stalinismus hat sich gelegt, die Weltraumfahrt-Erfolge bezaubern und erhöhen das Selbstbewußtsein des Volkes, dessen offizielle Expansion unter zaristischer Flagge erfolgt war. Die Erschließung Sibiriens stellt sich einer unbeschwerteren Generation als große Aufgabe. Sibirien war den deportierten Revolutionären gut bekannt, Lenin und Stalin hatten dort geweltet, die Möglichkeiten dieser größten zusammenhängenden Landmasse der Welt erkannt. Sibirien war, besonders bei Bakunin, das „Land der Hoffnung“. Wenn spanische Könige nach der Entdeckung Amerikas von sich behaupten konnten, daß die Sonne nicht in ihrem Reiche unterginge, so mußten sie dafür immerhin mehrere Kontinente bemühen. Die Sowjetunion erfüllt die gleichen Bedingungen innerhalb zusammenhängender Staatsgrenzen, deren Extrempunkte 170 Längengrade, d. h. elfeinhalb Zeitstunden, voneinander entfernt sind. Der Sprung über den Atlantik bringt demgegenüber nur 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden Zeitunterschied ein.

Sich in solchen Dimensionen einrichten zu müssen — und zu können, wird sicher nicht ohne Wirkungen auf das Lebensgefühl der sowjetischen Jugend bleiben, der sportliche Erfolg bei allen Wettkämpfen und technische bei der Erschließung des Weltraums Auftrieb geben. In Sibirien hatte man schon zur Zarenzeit größere Entfaltungsmöglichkeiten und stärkeres Selbstvertrauen, selbst wenn die Natur dem Sibirjak nur barbarische Lebensbedingungen anbot. An der Schwelle des atomaren und planetarischen Zeitalters befindet sich der junge Sowjetbürger trotz seiner totalitären Hypothek in einer ähnlichen objektiven Ausgangslage, wie der amerikanische Pionier ein Jahrhundert früher. Mit einer Einschränkung: „Der Schwung ist heute in der Sowjetunion in erster Linie bei denen festzustellen, die sich als Hausherrn im Sowjetstaat fühlen, nämlich bei den Großrussen, sehr viel weniger bei den zahlreichen nicht-russischen Völkern, welche die Sowjetunion bewohnen; und noch weniger in den von Moskau beherrschten osteuropäischen Staaten, bei denen

48) Hier und im folgenden vgl. Mehnert a. a. O., S. 189.

das Gefühl des großen zu bewältigenden Raumes nicht besteht, weil sie diesen Raum nicht besitzen, weil sie eben nur Satelliten sind. Kein Volk kann die Dynamik eines anderen borgen." (Mehnert)

Diese Formulierung liest sich einleuchtend und zündend. Doch müssen wir sie wohl ein wenig genauer spezifizieren, denn auch in Polen, in Jugoslawien spürt der Besucher „Dynamik“, vielleicht von einer anderen Art. Geht sie vom Gefühl für den „Raum“ oder von den ihn bewohnenden und bewertenden Menschengruppen aus? Mehnert meint sicher nicht einen „Raumzwang“ im Sinne einer Organismustheorie deterministisch und geomaterialistisch argumentierender Geopolitik. Die Weite des Raumes wird vielmehr wirksam, wenn und wo und soweit sie in die Überlegungen, Hoffnungen und „Spekulationen zur Existenzsicherung der menschlichen Gruppen“ (Hartke) einbezogen wird. Geofaktoren, wie Raumlage und -weite, sind keine fixen Faktoren (ebenso wenig wie die Ausstattung eines Raumes mit physischen „Gegebenheiten“). Ihre Bedeutung wandelt sich (z. B. schon mit jedem neuen Verkehrsmittel, mit jedem neuen Fernrakentyp). Sie werden in jeder historischen Situation von den gesellschaftlichen Gruppen mit ihrem zeitweiligen objektiven, oder auch nur mit einem vorgestellten Kurswert neu in die Rechnung eingesetzt. Diese Rechnung geht in Kasachstan anders auf als in Polen, Ungarn oder der anderen Hälfte Deutschlands.

Hier kommt endlich das zentralste Problem der modernen Geographie und die Stellung des Faches in der Politischen Weltkunde zur Sprache. Wir müssen deshalb das Beispiel Kasachstan, an dem die Arbeitsweise des Geographen und ihre Bedeutung für die politische Bildung aufgezeigt werden sollte, wieder verlassen, um eine Antwort der Geographie auf eine dringende Frage der Bildungstheoretiker zu suchen.

#### **Die Geographie: Wissens- oder Bildungsfach?**

Bei jeder Diskussion von Geographen mit Bildungstheoretikern oder Historikerkollegen wird die Frage nach dem Bildungswert der Geographie gestellt und häufig von den Nichtgeographen dahingehend abschlägig beschieden<sup>49)</sup>, daß in der Geographie unveränderliche

Naturfaktoren die größte Rolle spielten, die man einmal in seinem Leben zur Kenntnis nehmen müsse (Informationswissen, Sache der Mittelstufe), die aber damit auch erledigt seien und nicht zum Bildungswissen gehörten<sup>50)</sup>.

Eine solche Argumentation — und mag sie von den integersten Persönlichkeiten unseres Geisteslebens kommen — führt unvermeidlich in gefährliche Nähe der Geopolitik, fast immer, ohne daß dies die so Argumentierenden wissen, geschweige denn wollen. Es wird uns Geographen angst vor einem „Gemeinschaftskundeunterricht“, in dem „die geographischen Aspekte“ nur durch dieses (vorgestrichene) Fakten- und Informationswissen über die „unveränderlichen Naturfaktoren“ vertreten sind, mitgeteilt durch einen Nichtfachmann, der selbst beim besten Willen nur die „Ergebnisse“, nie aber die Methoden vermitteln kann, durch die man zu diesen Ergebnissen gekommen ist und durch welche man vor allem an diesen „gesicherten Ergebnissen“ zu zweifeln beginnt. Wie groß dieser Zweifel ist, soll zum Abschluß ein ausführliches Zitat aus befreundeterem Munde zum Ausdruck bringen<sup>51)</sup>:

„Die Landschaft als Bezugsfläche aller geographischen Wissenschaften ist in ihren sich verändernden Teilen genetisch weitgehend das Nebenergebnis menschlichen Lebens und Handelns auf der Erde. Sie ist zwar nicht Selbstzweck oder gar Ziel des menschlichen Lebens. Sie ist auch nicht einfach nur Grundlage der Existenz des Menschen. Sie ist aber nicht ohne den Menschen als Gestalter und Betrachter denkbar. Sie ist in jedem Fall, auch in ihren Grenzen, Ergebnis menschlicher Wertung.

Zu diesem Leben der Menschen auf der Erde gehört das Hineingeborenwerden an eine bestimmte Stelle der Erde mit bestimmten physisch-geographischen Eigenschaften, aber auch in eine bestimmte Sozialgruppe. Damit gehört dazu auch das aus Gruppenzwang bestimmte Handeln aus bestimmten Erwägungen heraus. Das bewußt oder unbewußt motivierte Handeln kann den Spekulationen entsprechen oder nicht entsprechen. Es kann geglückt oder miß-

50) Rudolf Völkel, *Erdkunde heute*, Frankfurt 1961.

51) Wolfgang Hartke, *Gedanken über die Bestimmung von Räumen gleichen sozialgeographischen Verhaltens*, *Erdkunde*, Band XIII, Bonn 1959, S. 426 f.

49) Vgl. Verf., *Erdkunde, Sozialgeographie, Sozialkunde*, Frankfurt 1960.

glückt sein. Die Wurzeln dieser Prozesse sind nur sozialpsychologisch, gruppenpsychologisch zu fassen. Unsere Kenntnis dieser Wurzeln ist in vielem noch sehr lückenhaft. Die ursprünglich einseitig auf den Primitiven ausgerichtete Völkerkunde und die späte Entwicklung der Sozialwissenschaften, insbesondere auch der empirischen Sozialwissenschaften in dieser Richtung, erklären die Lücken.

Ein Teil dieser Arbeitsprozesse der Menschen auf der Erde schlägt sich in dem, was wir Landschaft oder auch enger Kulturlandschaft nennen, nieder. In diese Prozesse, in denen sich die menschliche Existenz auf der Erde abspielt, gehen schon im Stadium der Spekulation und der Motivation alle verfügbaren oder bekannten Geofaktoren mit ihren Eigenschaften ein. Sie nehmen aber in der Spekulation und Motivation nicht einfach irgendeinen Platz ein, der von irgendwelchen absoluten Eigenschaften bestimmt wird, wie sie etwa bei vielen physisch-geographischen Geofaktoren exakt naturwissenschaftlich nachweisbar sind. Die Rolle der Geofaktoren bei der Motivation wird vielmehr bestimmt von der jeweils gültigen Wertordnung der betreffenden sozialen Gruppen. Der Platz der Geofaktoren in dieser Wertordnung, ihre Eignung, kann daher bei objektiv unveränderten Eigenschaften praktisch u. U. sehr verschieden sein. Die zeitlich wie regional jeweils verschieden in die Spekulation der Sozialgruppen eingesetzten Eigenschaften können die „wirklichen“, etwa naturwissenschaftlich nachgewiesenen sein, sie können aber ebenso, ganz oder teilweise, nur vorgestellte Eigenschaften sein. Sie büßen dadurch nichts an Realität für die die Landschaft prägenden Prozesse ein. Selbst die heute schon in ihren Eigenschaften eindeutig voll erfaßten Geofaktoren erhalten in den Lebensprozessen der sozialen Gruppen auf der Erde auf diese Weise ein sehr relatives Wertgewicht. Das erklärt, warum es nicht genügt, absolute Eigenschaften etwa exakt faßbarer Faktoren als

Strukturmerkmale mit ihrer Verbreitung erkannt zu haben, um auch ihre geographische Bedeutung zu verstehen.

Jeder durch eine derartige Spekulation ausgelöste Arbeits- und damit landschaftliche Prägeprozeß — mag die Spekulation nun glücken oder mißglücken — ist durch die Bindung an eine bestimmte Sozialgruppe auch regional begrenzt. Die Grenzen der Reichweite dieser sozialgruppenmäßig bestimmten Wertungsbereiche und die innerhalb dieser Bereiche einheitlich gesteuerten Arbeitsprozesse sind geographisch viel wesentlicher als die einfachen Verbreitungsgebiete von Strukturelementen. Nur ganz wenige Grenzen dürfte es auf der Erde geben, die für alle sozialen Gruppen gleichzeitig in gleicher Weise verbindlich sind.“

Welche vermeintlich so leicht vermittelbaren „unveränderlichen Geofaktoren“ ließen sich nach diesen Feststellungen Hartkes noch als „Informationswissen“ einer „Kunde“ harmlos weiterreichen? Ein letztes Mal zurück zu unserem Beispiel Kasachstan: Wer sich nur einseitig am historisch-politologischen und ideologisch-soziologischen „Überbau“ interessiert zeigt und den geographisch-materiellen „Unterbau“ in seinem Wertwandel außer acht läßt, verfehlt eine Dimension jeder, vor allem aber der sowjetischen Wirklichkeit und wird aus der pauschalen Übertragung der uns am nächsten liegenden und am besten bekannten Zustände auf die Sowjetunion notgedrungen zu einer Fehleinschätzung kommen müssen. So beweist sich auch hieran die unbedingte Notwendigkeit einer Einbeziehung geographischen Wissens und Denkens in den Horizont des politisch Gebildeten. Diese jetzt so problematisch gewordene Dimension des Räumlichen verdient gerade am Testfall der Sowjetunion besondere Beachtung, darf aber auch bei keinem anderen Problem vernachlässigt werden. „Unendlich groß sind die Kosten geographischer Unwissenheit.“